

Forum Mittelalter

Redaktionsschluss: 1. November 2004

Englische Sprachwissenschaft und Mediävistik – Standpunkte und Perspektiven, Bamberg, 21.–22. Mai 2004.

Kurzberichte der Beiträge
Organisation: Gabriele Knappe

Aus Deutschland, Österreich und der Schweiz kam eine große Anzahl von Vertreter/inne/n der ‚Englischen Sprachwissenschaft und Mediävistik‘ in Bamberg zusammen, um untereinander und mit Kolleg/inn/en aus anderen Fachrichtungen über Standpunkte und Perspektiven eines Fachgebiets zu diskutieren, das sich inhaltlich durch zahlreiche faszinierende neue Ansätze auszeichnet, institutionell jedoch durch Strukturveränderungen innerhalb der Anglistik und der Universitäten zunehmend bedroht ist.

Das Konzept der Tagung bestand darin, auf der einen Seite Wissenschaftler/innen mit Referaten und Postern über ihre Forschungsarbeiten und deren Vernetzung im Fach zu Wort kommen zu lassen, auf der anderen Seite aber auch Kolleg/inn/en dafür zu gewinnen, aufgrund ihrer Erfahrungen über Zukunftsperspektiven zu sprechen, um zu einer eingehenden Analyse der gegenwärtigen Situation zu gelangen. Dies geschah nicht nur aus der ‚Innensicht‘ der Fachvertreter/innen heraus (Vorträge von W.G. Busse, A. Fischer, M. Häcker, T. Honegger, L. Houwen, A.J. Johnston, L. Kornexl, I.B. Milfull, G. Müller-Oberhäuser, H. Sauer und U. Lenker, U. Schaefer, H. Schendl, H.L.C. Tristram, I. Wischer; Einführungsvortrag: H. Gneuss; Liste der Posterbeiträge am Ende der Kurzberichte) sondern auch aus der ‚Außensicht‘ benachbarter Fachgebiete der Anglistik (P. Fischer, R. Fischer, S. Kohl, I. Schmidt) und der Mediävistik (K. van Eickels, B. Mohnhaupt). Das Bamberger Zentrum für Mittelalterstudien unterstützte die Tagung dankenswerterweise in personeller und finanzieller Hinsicht.

Weitere Schwerpunkte der Tagung lagen auf der geführten Posterpräsentation, in der hervorragende junge Wissenschaftler/innen Ansätze, Methoden und Ergebnisse neuer Forschungsrichtungen vorstellten, und der von W.G. Busse und U. Lenker moderierten Abschlussdiskussion. Die rund 50 Tagungsteilnehmer/innen nutzten die Chance, sich an der regen Abschlussdiskussion zu beteiligen, in der die allgemeine Sorge um die Zukunft des Fachgebiets zum Ausdruck kam. Die Verortung u.a. innerhalb der Studienreformen, die Notwendigkeit des Dialogs nach innen und außen sowie grundsätzliche Möglichkeiten für ein weiteres gemeinsames Vorgehen wurden thematisiert.

Die folgenden Kurzberichte der Referate – soweit eingereicht – spiegeln fast unverändert ihre Reihenfolge innerhalb des Tagungsverlaufs wider. Vollständige Versionen sind zur Veröffentlichung in einem Tagungsband vorgesehen (hrsg. von G. Knappe), der in der Reihe ‚Bamberger Beiträge zur Englischen Sprachwissenschaft / University of Bamberg Studies in English Linguistics‘ (Hrsg. der Reihe: W. Viereck; Verlag Peter Lang) erscheinen soll. Weitere Informationen über die Tagung sind im Internet unter <<http://www.uni-bamberg.de/split/knappe/Tagung.html>> zu finden.

Helmut Gneuss (München): Englische Sprachwissenschaft und Mediävistik: Vom Blick zurück zu den Aufgaben für Gegenwart und Zukunft

Historische Sprachwissenschaft und Mediävistik sind und bleiben essentielle Bestandteile des Faches Englische Philologie und seiner Fachstudiengänge, wobei unter ‚Mediävistik‘ hier mittelalterliche Literatur *und* Kultur zu verstehen sind. An die bedeutenden Beiträge, die im 19. und 20. Jh. auch in den deutschsprachigen Ländern zu diesen Fachgebieten geleistet wurden, sei erinnert. Für die Lehre gilt, dass wirkliches Verständnis des heutigen englischen Sprachzustandes ohne gründliche sprachhistori-

sehe Kenntnisse nicht denkbar ist und dass die großen literar- und kulturhistorischen Zusammenhänge und Kontinuitäten sich nicht aus nur ausgewählten Perioden oder Gattungen erschließen; dass z. B. die große Trennungslinie nicht bei Renaissance und Humanismus verläuft, wird bei Lektüre mittelalterlicher Texte alsbald deutlich. Dazu bedarf es kompetenter und anregender Lehrer; die Vertretung dieser Fachgebiete nebenbei und gelegentlich durch Linguisten oder die für die neuere Literatur zuständigen Kollegen sind keine gute Lösung. Die Sparzwänge der Gegenwart, aber auch Vorurteile, stehen dem leider oft im Wege. – Für die Forschung in den sprachhistorischen und mediävistischen Gebieten der Anglistik stellen sich nach wie vor dringliche und lohnende Aufgaben. Hingewiesen sei auf laufende lexikographische Unternehmen (*OED*, *DOE*), auf fehlende historische Behandlungen von Grammatik und Wortbildung oder fehlende Revision vorhandener Handbücher sowie auf das weite Feld, das der *Index of Middle English Prose* der Literatur- und Kulturwissenschaft bietet; bedeutende methodische Fortschritte (Sprachatlanten, Corpora) sind dabei zu nutzen. Aber für alle, die auf den historischen Fachgebieten der Anglistik lehren und forschen wollen, muss – angesichts betrüblicher Entwicklungen – die Forderung nach solider und umfassender Sachkenntnis und Arbeitsweise unerlässlich bleiben; nur so wird dem Fach auch internationale Resonanz und Anerkennung erhalten.

Andreas Fischer (Zürich): Was bietet die Sprachwissenschaft der Mediävistik? Was bietet die Mediävistik der Sprachwissenschaft?

Sprachwissenschaft kann, vereinfacht aber treffend, verstanden werden als Wissenschaft von der Sprache als (dekontextualisierte) Struktur einerseits und als Wissenschaft vom Gebrauch der Sprache (in Gegenwart und Vergangenheit) andererseits. Zur letzteren gehören Disziplinen wie die Textlinguistik, die Varietäten- und Soziolinguistik, die Pragmatik und eine sozialhistorisch orientierte Sprachgeschichte. Eine Mediävistik, die sich als kulturwissenschaftlich orientierte Verbundwissenschaft und eine Linguistik, die sich als Wissenschaft vom Gebrauch der Sprache versteht, fordern sich heraus und ergänzen sich: Das Material „anderer“ mediävistischer Disziplinen ist für die Kontextualisierung linguistischer Daten unabdingbar, während umgekehrt linguistische Fragestellungen als Katalysator wirken und damit auf Themen aufmerksam machen, die die Mediävistik als Kulturwissenschaft in größerem Rahmen aufgreift.

Der Vortrag illustriert diese These mit Beispielen aus vier anglistisch-sprachhistorisch wie auch mediävistisch zentralen Themenbereichen, nämlich der (alt-, mittel- und frühneuenglischen) Dialektologie, der Kontaktlinguistik, der Textsortenlinguistik und der Erforschung von Medialität von der Mündlichkeit bis zum Buchdruck.

Entgegen der Tendenz, die Mediävistik als Kulturwissenschaft zu verstehen, bei der Sprachliches als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt und andere Darstellungsformen bzw. Bedeutungsträger (Bild, Musik, Körper, „Gedächtnis“) wesentlich stärker gewichtet werden, plädiert der Vortrag dafür, die Sprache als Leitmedium und als den bei weitem komplexesten und am besten dokumentierten Träger von Bedeutung anzuerkennen und zu nutzen.

Ilse Wischer (Potsdam): Die Anwendung moderner Tempus- und Aspekttheorien auf die altenglische Sprache

Der Beitrag ist Teil eines Projekts, das sich mit der historischen Entwicklung der verbalen Kategorien Tempus, Aspekt, Modus und Diathese im Deutschen und Englischen beschäftigt. Für eine empirische Untersuchung der jeweiligen Ausgangssituationen im Altenglischen und Althochdeutschen sind dafür vergleichbare Textkorpora bezüglich der zeitlichen Einordnung der Texte, der jeweiligen Textsorten, ihres Status als eventueller Übersetzung sowie bezüglich dialektaler Besonderheiten notwendig.

Das Altenglische besaß keine grammatische Kategorie Aspekt, die mit der im heutigen Englischen vergleichbar wäre. Dafür wird allerdings für die präfigierten Verben eine aspektuelle Bedeutung in Erwägung gezogen. In meinem Beitrag wird der Gebrauch dieser Präfixverben, insbesondere der *ge-/gi-*Verben, und ihre Funktion als Aspekt- oder Aktionsartmarker in einem exemplarischen Textaus-

schnitt von ca. 8 600 Wörtern im altenglischen *Orosius* untersucht. Dieser Textausschnitt ist im Helsinki-Corpus enthalten und daher auf elektronischem Weg zugänglich.

An dieser Stelle ergeben sich Probleme bei der linguistischen Analyse, die ohne mediävistischen Zugang nicht zu lösen sind. Der elektronischen Fassung liegt Henry Sweets Ausgabe von 1883 zugrunde. Fraglich ist nun allerdings, auf welcher Handschrift diese Edition beruht, wie genau diese wiedergegeben wird, welche Alternationen in anderen Handschriften auftreten und ob die lateinische Vorlage, die Sweet anbietet und die eine sehr freie Übersetzung nahelegt, tatsächlich die Originalvorlage der Übersetzung ist. Aus der elektronischen Textfassung geht darüber hinaus keine Information über die Autorschaftsdiskussion des Orosiustextes hervor. Es wird ersichtlich, dass die Anwendung moderner linguistischer Theorien auf historische Texte ohne entsprechendes mediävistisches Hintergrundwissen nicht möglich ist.

Thomas Honegger (Jena): Historische Pragmatik – im Dialog mit der Vergangenheit

Historische Pragmatik basiert auf der Idee, dass Theorien und Methoden, welche die Sprachwissenschaft zur Beschreibung menschlicher Interaktion allgemein und sprachlicher Dialoge im Speziellen entwickelt hat, auch auf zeitlich oftmals beträchtlich entferntes Material angewandt werden können. Studien wie Stanley E. Fishs Artikel *How to Do Things with Austin and Searle: Speech Act Theory and Literary Criticism* (1976) oder Alexander Schwarzs *Sprechaktgeschichte: Studien zu den Liebeserklärungen in mittelalterlichen und modernen Tristandichtungen* (1984) zeigten bereits *avant la lettre* auf, wie moderne Sprechakttheorie gewinnbringend für die Interpretation älterer Texte verwendet werden kann. Als die Geburtsstunde einer sich selbst bewussten Historischen Pragmatik muss der programmatische Artikel von Andreas Jacobs und Andreas H. Jucker gelten ('The Historical Perspective in Pragmatics'), der 1995 im Band *Historical Pragmatics: Pragmatic Developments in the History of English* publiziert wurde. In diesem Beitrag finden sich nicht nur ein Forschungsüberblick und eine aktuelle systematisierende Bestandsaufnahme der unterschiedlichen Ansätze, sondern auch die Skizzierung möglicher neuer Forschungsgebiete und Problemstellungen.

Historische Pragmatiker entwickeln selten eigene Theorien und neigen dazu, die in der modernen Gesprächsanalyse entwickelten Konzepte zu übernehmen und auf die historischen Texte anzuwenden. Dies ist sinnvoll, da – wie zwei Jahrzehnte Forschung gezeigt haben – diese Konzepte (manchmal in leicht abgeänderter Form) ihre Gültigkeit auch für verschriftlichte historische Dialoge bewahren. Denn selbst wenn verschiedene Epochen in der Gesprächsorganisation unterschiedliche Schwerpunkte legen oder wenn individuelle Autoren besondere Akzente setzen möchten, erweisen sich die allermeisten dargestellten Interaktionen als kohärent strukturiert und können als regelbestimmte und in sich stimmige Strukturen analysiert werden.

Inge B. Milfull (Oxford): Historische Lexikographie Heute

Die gegenwärtig im Entstehen begriffene dritte Auflage des *Oxford English Dictionary* (*OED*) ist darauf angelegt, neuere Quellen einzuarbeiten, um insgesamt auf den neuesten Stand zu kommen. Damit ist die Heterogenität der zweiten Auflage in vieler Hinsicht beseitigt. Aber in Resten verbleibt sie und die Umarbeitung bringt z.T. neue Probleme mit sich, über deren Hintergrund der Benutzer sich klar werden muss. Dies gilt selbst für den ausgebildeten Benutzer. Studenten und Fachfremde werden erfahrungsgemäß nach wie vor zusätzliche Anleitung benötigen, um die gegebenen Informationen voll auszuschöpfen.

Anhand des elektronischen *OED* können Recherchen durchgeführt werden, für die das Wörterbuch ursprünglich nicht gedacht war. Dabei ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass das *OED* trotz seines immer beeindruckender werdenden Umfangs nicht auf eine Weise repräsentativ ist, wie es andere elektronische Corpora sind.

Dennoch bietet das *OED* in seiner dritten Auflage natürlich sehr viel neues Material und den geeigneten Ausgangspunkt für neue lexikologische Untersuchungen. Das *OED*-Team selbst ist besonders

an denjenigen Untersuchungen interessiert, die sich im Rahmen eines Wörterbuchs verwerten lassen, aber das Werk bietet auch Ansatzpunkte für Untersuchungen, die diesen Rahmen durch den theoretischen Ansatz oder das gewählte Datenmaterial sprengen. Das *OED*-Projekt selbst ist eingebettet in ein Netzwerk von historischen Sprachwissenschaftlern, die als Berater fungieren bzw. ihre Sonderdrucke einsenden und auf die es für seine Fortführung angewiesen ist.

Beindruckend ist die Bereitschaft zur Publikumspflege am *OED*. Es erscheint auch im universitären Rahmen wichtig, Fragen und Bemerkungen Fachfremder nicht von vornherein als unwissenschaftlich oder verfehlt abzublocken, sondern zunächst auf das natürliche und weit verbreitete Interesse der Allgemeinheit an Wortgeschichte einzugehen.

Martina Häcker (Konstanz): Theorie und Praxis des Lautwandels: Was die Analyse mittellenglischer Texte für die Theoriebildung im Bereich der Phonologie leisten kann

In der Optimalitätstheorie geht man von phonologischer Unterspezifikation von Lexikoneinträgen aus, d. h. redundante Merkmale der Aussprache eines Wortes und Aussprachevarianten werden nach der Optimalitätstheorie nicht im Lexikon gespeichert. Im Gegensatz dazu stehen Netzwerktheorien, die von einem Prototypenmodell ausgehen. Hier wird angenommen, dass Wörter mit all ihren phonetischen und semantischen Merkmalen inklusive Aussprachevarianten gespeichert werden, wobei häufig auftretende Varianten eine tiefere Spur in unserem Gedächtnis hinterlassen als seltenere. Historische autographe Texte bieten die Möglichkeit die beiden Theorien an authentischen Daten zu testen. Wird spontane Aussprachevariation nicht im Lexikon gespeichert (Optimalitätstheorie), so sollten autographe Texte keine orthographische Variation enthalten; werden Varianten gespeichert (Netzwerktheorie), so kann Aussprachevariation sich bei nichtstandardisierter Orthographie als orthographische Variation manifestieren.

Die Briefe Richards des Jüngeren aus der Korrespondenz der Celys (1472 bis 1488), einer Londoner Kaufmannsfamilie, wird als Test für die beiden Theorien verwendet. Richard ändert u.a. seine Schreibung der Wörter *our* (von <our> zu <hour>) und *understand* (von <onderstond> über Zwischenstufen zu <wndyrstond>). Im Zeitraum von Ende März 1482 bis Mitte Mai 1482 kehrt er nach einem Aufenthalt in Berkshire kurzfristig zu den älteren Schreibungen zurück. Während der Wechsel von *our* zu *hour* sich im Rahmen der Optimalitätstheorie erklären lässt (eine höhere Stellung des ONSET constraints, der Erfordernis nach einem Silbenkopf), findet sich für die Rückkehr zu *our* im Rahmen der Optimalitätstheorie keine Erklärung. Dasselbe gilt für den Wechsel von *onderstond* zu *wndyrstond* und den diversen zwischenstufigen Varianten. Nach der Netzwerktheorie Bybees wäre die ältere Form nicht gelöscht worden, sondern nur weniger prominent und durch verstärkten Input (Aufenthalt in Berkshire) wieder aktiviert worden. Die Daten sprechen somit klar für eine multiple Speicherung, wie sie von Bybee postuliert wird, und weisen auf Defizite im Erklärungspotential der Optimalitätstheorie hin.

Andrew James Johnston (Berlin): Mediävistik, Postcolonial Studies und Frühneuzeitforschung: Perspektiven des Othering

Die anglistische Mediävistik in Deutschland ist existentiell bedroht. Dank ihrer nicht mehr zeitgemäßen Zwitterstellung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft steht sie sowohl von literatur- als auch von sprachwissenschaftlicher Seite unter Druck. Im Moment scheint es, als würde der Schrumpfungsprozess mittelfristig zur Auslöschung der anglistischen Mediävistik, insbesondere ihres literaturwissenschaftlichen Teils führen.

Den institutionellen und materiellen Bedrohungen treten methodisch-theoretische zur Seite. Paradoxerweise hat gerade die Frühneuzeitforschung im Zeichen des New Historicism dazu beigetragen, die Relevanz der mittelalterlichen Literatur- und Kulturwissenschaft in Frage zu stellen. Indem er sich primär der Genese des neuzeitlichen Subjekts zuwandte, folgte der New Historicism einem traditionellen Epochenparadigma, welches das Mittelalter in die radikale Alterität verbannte, es zum absoluten

Other der Neuzeit erklärte. Die von Foucault inspirierte literaturwissenschaftliche Diskursgeschichte kehrte zum *grand récit* zurück.

Vor diesem Hintergrund ist die anglistisch-mediävistische Literaturwissenschaft gefordert, den neuhistoristischen Gebrauch der Epochenschemata zu problematisieren. Zwei in der englischsprachigen Mittelalterforschung seit geraumer Zeit sichtbare Entwicklungen erscheinen dabei besonders hilfreich, erstens die Hinwendung zu postkolonialen Fragestellungen und Methoden und zweitens die Auseinandersetzung mit dem *medievalism*, der Konstruktion von Mittelalterbildern in nachmittelalterlichen Kulturen. Das in der postkolonialen Debatte wichtige Konzept des *Othering* kann helfen, Mittelalterbilder ideologisch zu hinterfragen und so auch den New Historicism zwingen, sich seiner Wurzeln in bestimmten, sehr traditionellen Varianten des *medievalism* gewahr zu werden.

Hans Sauer und Ursula Lenker (München): Das englische Mittelalter im Film

Im Zuge der Öffnung der Sprach- und Literaturwissenschaften hin zur Kulturwissenschaft werden visuelle Umsetzungen, die das Bild des Mittelalters weithin prägen, zunehmend zu Untersuchungsgegenständen in der Geisteswissenschaft. Ein im WS 2001/2002 an der Universität München abgehaltenes Hauptseminar ‚Das englische Mittelalter im Film‘ zeigte Möglichkeiten und Grenzen solcher Veranstaltungen für den akademischen Unterricht in der anglistischen Mediävistik auf. Abgesehen von einigen wenigen Literaturverfilmungen (*Beowulf*, Chaucer) konzentrieren sich Mittelalterfilme für den englischen Bereich vor allem auf die Themenkreise ‚Robin Hood‘ sowie ‚König Artus und seine Ritter‘ – beides Stoffe, für die die historische Quellenlage äußerst dürftig ist, die aber auch schon vor ihren filmischen Adaptationen vor allem in populären Gattungen (Balladen, Romanzen) und im „kollektiven Gedächtnis“ überliefert wurden. Viele, vor allem kommerziell erfolgreiche Filme wie *The Adventures of Robin Hood* (1938), *Robin Hood: Prince of Thieves* (1991), *The First Knight* (1995), *Indiana Jones and the Last Crusade* (1989), *The Fisher King* (1991) – sowie natürlich die Parodien *Robin Hood: Men in Tights* (1993) und *Monty Python and the Holy Grail* (1975) – folgen nur locker ihren textuellen Grundlagen (historische gibt es ohnehin kaum). Häufig stellen sie im Gewand des Mittelalters hauptsächlich eine Projektionsfläche für die Normen und Erwartungen ihrer eigenen Entstehungszeit dar. Die Frage nach der ‚Authentizität im Mittelalterfilm‘ oder nach dem Verhältnis eines Filmes zu seiner literarischen Vorlage kann also bei den meisten dieser Filme nur sehr eingeschränkt gestellt werden. Trotz zusätzlicher Schwierigkeiten wie erhöhtem Zeitaufwand (Filmvorführung zusätzlich zur Seminarsitzung) und Einarbeitung in die Methoden der Filmanalyse stellen die filmischen Umsetzungen aber durchaus eine Bereicherung für die mediävistische Lehre dar: Hier werden die Studierenden in ihrer eigenen Erfahrungswelt abgeholt, gleichzeitig aber auch mit wichtigen mediävistischen Themen und Fragestellungen sowie dem wissenschaftlichen Umgang damit vertraut gemacht.

Gabriele Müller-Oberhäuser (Münster): Buch und Lesen im historischen Wandel

Die Erforschung von Buch und Lesen in der Form der modernen (empirischen) wie auch der historischen Buch- und Leserforschung hat im Unterschied zu älteren buchwissenschaftlichen Ansätzen (vgl. die *analytical bibliography*) in der sich zunehmend universitär etablierenden Disziplin Buchwissenschaft (*Book Studies*) sowohl im Rahmen einer *sociology of texts* (Donald McKenzie) wie auch in der Konzeption des *circuit of communication* von Produktion, Distribution und Rezeption (Robert Darnton) ihren festen Platz.

Mit Blick auf die gegenwärtige Diskussion um Buch und Lesen und die Zukunft der Buch- und Lesekultur in der Mediengesellschaft, die nicht erst seit der PISA-Studie um zentrale Begriffe wie „Lesekompetenz als Schlüsselqualifikation“ und die Gefahr einer wachsenden „Wissenskluft“ in der Gesellschaft kreist, kommt der mediävistischen Buch- und Leserforschung eine besondere Rolle in der Diskussion um den Wandel von Buchfunktionen und Lektürepraktiken (Roger Chartier) zu, wie es am Beispiel einer kritischen Hinterfragung, Differenzierung und Relativierung der Thesen von Elizabeth Eisenstein zum Vergleich von *scribal culture* und *print culture* in *The Printing Press as an Agent of Change* (1979) gezeigt werden kann.

Die Berücksichtigung einer spezifisch mediävistischen Buchwissenschaft in der Lehre wird in dem beantragten interdisziplinären Master-Studiengang *Book Studies* zur Geschichte und Gegenwart des Buches an der Universität Münster angestrebt, der mit einer deutlich anglo-amerikanischen Ausrichtung in enger Kooperation mit dem Englischen Seminar der Universität Münster angeboten werden und damit auf den sprach- und literarhistorischen Grundlagen der anglistischen Mediävistik aufbauen soll.

Ursula Schaefer (Dresden): Anglistische Mediävistik – Zurück zur Kulturwissenschaft?

Nach der scheinbar endgültigen Spaltung der (National-)Philologien in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts in die Teildisziplinen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft wurden die Sprachgeschichte wie die Literaturwissenschaft des Mittelalters immer dramatischer an den Rand dieser Fächer gedrängt. In den letzten zehn Jahren orientieren sich die Philologien aufgrund des kulturwissenschaftlichen Paradigmenwechsels allerdings zunehmend auch fachstrukturell neu. Der Beitrag soll verdeutlichen, dass hierin für die (anglistische) Mediävistik die – möglicherweise letzte – Chance besteht, sich innerhalb des „Großfaches“ wieder als unverzichtbare Teildisziplin zu profilieren. Dabei wird es nicht ausreichen, darauf zu pochen, die Mediävistik sei „immer schon“ kulturwissenschaftlich orientiert gewesen. Vielmehr muss sich die Mediävistik gegenüber der „neuen“ Kulturwissenschaft nicht nur als dialogfähig erweisen, sondern sie muss auch verdeutlichen, dass sie aufgrund ihrer besonderen Gegenstände als integraler Bestandteil der Kulturwissenschaften unverzichtbar ist.

Herbert Schendl (Wien): Historische Sprachwissenschaft ODER Mediävistik? Zur Situation in Österreich

Das „goldene Zeitalter“ der philologisch-mediävistisch geprägten Anglistik in Österreich dauerte vom späten 19. Jh. bis zum Ende der 30er Jahre des 20. Jhs. und wurde durch Namen wie J. Zupitza, J. Schipper, K. Luick, K. Brunner sowie deren Schüler (u.a. A. Brandl, R. Brotanek, L. Kellner, F. Wild) geprägt. Dabei war die historisch-philologische Ausrichtung ein Band, das vorhandene historisch-sprachwissenschaftliche und mediävistische Schwerpunkte verknüpfte.

Nach dem Niedergang im Nationalsozialismus kam es zu einer neuen Blüte des historisch-philologischen Bereichs in den 50er Jahren, die bis in die frühen 80er Jahre andauerte; dabei findet sich im Allgemeinen eine stärkere Hinwendung zur historischen Sprachwissenschaft (H. Koziol, H. Pinsker, G. Bauer, K. Brunner), obwohl mediävistische Fragestellungen in Forschung und Lehre gut repräsentiert bleiben.

Die jüngere Vergangenheit bis in die Gegenwart ist durch die Anforderungen der Lehre im Bereich der neueren Literatur- und Sprachwissenschaft geprägt, wodurch die historisch-linguistische und mediävistische Lehre stark zurückging. In der Forschung findet sich eine Polarisierung zwischen historischer Linguistik und Mediävistik, die in Wien zu einer weitgehenden Verdrängung der Mediävistik, in Graz zu deren stärkerer Betonung führte. In Innsbruck werden beide Bereiche durch M. Markus ausgeglichen betreut, während sie in Salzburg und Klagenfurt nur am Rande vertreten sind. Diese Situation spiegelt z.T. die Struktur der auslaufenden Studienpläne wider.

Eine Verbesserung ist von den in Kraft getretenen neuen Studienplänen zu erhoffen, deren hoher Anteil an freien Wahlfächern gute Möglichkeiten bietet, mediävistische und historisch-linguistische Lehrveranstaltungen anzubieten und dadurch auch Nachwuchsförderung zu betreiben. Nur in der engen Verbindung von Lehre und Forschung ist das Überleben des Fachgebiets möglich. Dies setzt jedoch voraus, dass anstehende Vakanzen durch Wissenschaftler besetzt werden, die in beiden Bereichen kompetent sind. Zusätzlich ist die Etablierung interdisziplinärer mediävistischer Netzwerke notwendig, um das produktive Miteinander von historischer Sprachwissenschaft und Mediävistik in Zukunft zu gewährleisten.

Lucia Kornexl (Greifswald/Rostock): „Vom Kopf auf die Füße“? Zur Studienreform in der englischen Sprachwissenschaft und Mediävistik

Die Einführung gestufter, modularisierter Studiengänge (B.A., Master), wie sie z. B. die Philosophische Fakultät der Universität Greifswald 1998 unter dem o.g. Motto in Angriff nahm, stellt die historisch orientierten Philologien vor eine Reihe neuer Aufgaben und Probleme. Angesichts einer im Vergleich zu den traditionellen Studiengängen wesentlich rigideren Strukturierung des Studiums muss es vorrangiges Ziel der historisch-linguistischen und mediävistischen Teildisziplinen innerhalb der Anglistik sein, ihre Lehrinhalte angemessen in den Studien- und Prüfungsordnungen zu verankern. Waren der Gestaltung des Lehrprogramms durch beschränkte Personalkapazitäten auch bislang schon häufig Grenzen gesetzt, so gilt es nun, die Bindungswirkungen einer konsequenten Modularisierung so gut wie möglich durch eine optimale Nutzung der vorhandenen Potentiale auszugleichen.

In diesem Zusammenhang erweist sich die inhaltliche Breite der anglistischen Mediävistik und ihre oft auch personelle Anbindung an die historische Linguistik zweifellos als Chance: Die intradisziplinäre Ausdifferenzierung als Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft bietet vielfältige Ansatzpunkte für eine interdisziplinäre Vernetzung, ohne dass dadurch der Anspruch auf eine solide akademische Ausbildung im eigenen Fach aufgegeben werden muss. Speziell diesen Anspruch gilt es in einer Zeit aufrecht zu erhalten, in der Schlagworte wie *output*-Orientierung, Anwendungswissen und Praxisnähe die universitäre Bildungsdiskussion bestimmen. Gerade diejenigen Fächer, die aufgrund der historischen Distanz zum Gegenstand nicht voraussetzungslos studiert werden können, müssen bei der konkreten Ausgestaltung der B.A.-Studiengänge den Erfordernissen einer fundierten wissenschaftlichen Ausbildung Rechnung tragen, von der aus eine akademische Weiterqualifizierung problemlos möglich ist. Deshalb erscheint es geboten, auch die neuen Studiengänge grundsätzlich „vom Kopf her“ zu konzipieren.

Hildegard L.C. Tristram (Potsdam): Warum die (Potsdamer) Studientage zum englischen Mittelalter (SEM)? Zwecke und Nutzen

Ausgehend von der Erkenntnis, dass das Studium der anglistischen Mediävistik in den letzten Jahrzehnten des 20. Jhs. immer mehr an Attraktivität verloren hatte und daher viele neu zu besetzende Stellen eine anderweitige Denomination erhielten, bot es sich an, dieser Entwicklung durch gezielte Nachwuchsförderung entgegenzusteuern. Jungen mediävistisch interessierten Wissenschaftler/inne/n sollte ein Forum geboten werden, in dem sie ihre Ideen und Forschungserkenntnisse bei einer jährlichen Tagung in Seminarform zur Diskussion stellen sollten. Das Mittelalter sollte in seiner vollen Breite vertreten sein, d. h. junge Literaturwissenschaftler/innen, Linguist/inn/en und Kulturwissenschaftler/innen wurden angesprochen, ihre Qualifikationsarbeiten zu präsentieren. Die Planung begann 1998. Die folgenden fünf Studientage fanden in Potsdam statt (1999-2003). Danach sollte der SEM zirkulieren. Auf Jena 2004 werden Essen 2005 und Zürich 2006 folgen.

Der Nutzen des SEM wurde schnell offensichtlich: Aufbau und Festigung regelmäßiger Kontakte zwischen jüngeren und etablierten Mediävist/inn/en aus dem deutschsprachigen Raum (*networking*). Transparenz der Forschungsgebiete und Lehrmethoden an den verschiedenen Instituten, Wissensaustausch, Niveauvergleich, Pflege von Deutsch als Wissenschaftssprache *neben* dem Englischen, Kontakte mit dem Gymnasialbereich, Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit u.a. durch die SEM Publikationen. Website: <www.uni-potsdam.de/u/sem/sem.htm> mit <... sem2.htm>, <... sem3.htm>, <... sem4.htm> und <... sem5.htm>.

Es hat sich gezeigt, dass die Ausrichtung der anglistischen Mediävistik als Kulturwissenschaft moderner Prägung (und nicht mehr nur als „trockene“ Philologie) großes Interesse bei vielen Nachwuchswissenschaftler/inne/n geweckt hat und dass bei vielen der heutigen Studierenden ein aktuell kulturwissenschaftlich gestalteter Unterricht im Zeitalter des Mediävismus (Tolkien etc.) großes Interesse findet.

Luuk Hoozven (Bochum): Die Neuverortung alt- und mittelenglischer Studien in der Universitätslandschaft. Gedanken zu Möglichkeiten und Strategien

Alt- und mittelenglische Studien befinden sich seit einiger Zeit unter wachsendem Druck, sich gegen aktuelle Phänomene und Trends zu behaupten. Zu der Streichung von Stellen und Mitteln kommt das Problem, die gesellschaftliche und kulturelle Relevanz dieser Studien in einer auf Modernität und wirtschaftliche Verwertbarkeit fixierten politisch-sozialen Umwelt prägnant zu vermitteln, was auch die Anwerbung von akademischem Nachwuchs und das Beantragen von Fördergeldern erschwert.

Sehr viel versprechend wäre eine auf lokaler Ebene organisierte vernetzte Zusammenarbeit zwischen alt- und mittelenglischen Studien und verwandten Fächern im Bereich Mittelalter (Theologie, Geschichte, Philosophie, andere Philologien). Dies könnte die Form eines Institutes für mittelalterliche Studien annehmen, das interdisziplinäre Kurse anbieten könnte. Idealerweise es vielleicht sogar denkbar, dieses Kursangebot zu einem eigenen Studiengang (zum Beispiel ‚Mittelalterliche Studien‘) auszubauen. Damit erreichen wir die dringend benötigte erhöhte Präsenz.

Auf nationaler Ebene liegt eine ebenfalls große Chance in der Bündelung der verstreuten Fachbereiche für alt- und mittelenglische Studien unter einer zentralen Dachverbandsplattform. Diese könnte erstens nach außen hin als vereinte Repräsentationsgröße fungieren – zum Beispiel bei der Beantragung von Mitteln oder bei internationalen Konferenzen – und uns so ein dringend benötigtes erhöhtes Wahrnehmungsprofil verleihen, und zweitens könnte unter vereinter Struktur der gegenseitige Austausch unter den Doktoranden stärker koordiniert werden, beispielsweise um weiterführende Kurse oder Präsentationsplattformen für ihre Projekte zu bieten.

Die genaue Organisationsstruktur ist hier zweitrangig hinter der Notwendigkeit, den Fachbereich gebündelt von innen zu stärken, bevor er von außen marginalisiert wird.

Klaus van Eickels (Bamberg): Die Bedeutung der Philologien aus der Sicht der Geschichtswissenschaft

Weitgehend unstrittig in der Geschichtswissenschaft ist die Bedeutung der Philologien als Hilfswissenschaften für die sprachliche Erschließung und räumlich-zeitliche Einordnung von Quellentexten. Etablierte Bereiche auf der Grenze von Philologie und Geschichtswissenschaft sind die Aufdeckung von literarischen Vorlagen im Rahmen der Quellenkritik historiographischer Texte und die Begriffsgeschichte, die Bedeutungsebenen und Bedeutungsentwicklung von Begriffen in den Blick nimmt.

Die Chancen einer die Fächergrenzen überschreitenden Zusammenarbeit zwischen Philologen und Historikern reichen jedoch weiter, wenn sie die Konstruktion der Vergangenheit aus Fragen der eigenen Gegenwart als gemeinsames Projekt begreifen.

Eine besondere Bedeutung kommt der älteren Anglistik im Rahmen der Internationalisierung der deutschen Mittelalterforschung zu, da sie eine wichtige Brücke zur innovativen amerikanischen Mediävistik bildet, die ihre wesentlichen Impulse aus der Anglistik erhielt und erhält. Da Englisch und Spanisch die Hauptsprachen der USA sind, rücken durch die transatlantische Kooperation gerade die aus deutscher Perspektive bislang als randständig wahrgenommenen Räume (England und Spanien) in den Mittelpunkt des Interesses.

Damit bietet sich ein Ansatz zur Überwindung der weitgehenden Beschränkung des Blickhorizonts auf das karolingische Europa (Deutschland, Frankreich, Italien). Es bleibt zu hoffen, dass durch die Einbeziehung der britischen Inseln und der iberischen Halbinsel auch der skandinavische Norden und der slawische Osten als integrale Bestandteile einer europäischen Geschichte des Mittelalters wahrgenommen werden. Dies kann nur gelingen, wenn die neueren Philologien in ihrer ganzen Breite in die Kooperation der mediävistischen Disziplinen einbezogen werden. Gerade die Anglistik hat hier die Chance, in besonderer Weise als Katalysator einer breit angelegten Internationalisierung zu wirken.

Bernd Mohnhaupt (Bamberg): Philologien – Kunstgeschichte – Mediävistik: Kritische Bestandsaufnahme eines Dreiecksverhältnisses

Zunächst wurde auf zwei wesentliche institutionelle Unterschiede zwischen der Kunstgeschichte und den Philologien verwiesen: Eine zur Trennung in Sprach- und Literaturwissenschaft analoge Aufteilung ist im Fach Kunstgeschichte, das nicht so deutlich zwischen seinen Signifikanten und Signifikanten unterscheiden kann, undenkbar. Und die Aufspaltung in zwei historische Blöcke – Mediävistik bzw. (vs.?) Neuzeit und Moderne – hat die Kunstgeschichte nie in Betracht gezogen, zu ihrem Vorteil. Gerade in den letzten zwanzig Jahren haben Kunsthistoriker ihre Methodologie verstärkt an mittelalterlichen Werken ausgebildet – das gilt etwa für die Narratologie oder für das Projekt einer Bildwissenschaft. Grundsätzlich sind die methodischen Impulse im Verlauf der gemeinsamen Wissenschaftsgeschichte fast immer von den Philologien ausgegangen, von der Ikonographie bis zur Rezeptionsästhetik. Gerade im Zeitalter des *iconic turn* wird aber in der Kunstgeschichte immer stärker auf eine bildspezifische Methodologie und ihre wissenschaftshistorischen Wurzeln (Aby Warburg) gesetzt. Eine Auseinanderentwicklung der Philologien und der Kunstgeschichte bleibt dabei aber unwahrscheinlich, ist doch gerade im Bereich der Mediävistik der Zwang zur Zusammenarbeit (z. B. in der Kodikologie) besonders groß. Auch in der Text-Bild-Forschung sind noch längst nicht alle Potentiale ausgelotet, ganz abgesehen davon, dass eine wechselseitige pragmatisch-positivistische Rezeption für beide Fächer(-Gruppen) – vor allem aber für die Kunstgeschichte – immer unverzichtbar bleiben wird.

Isolde Schmidt (Bamberg): Die Bedeutung der historischen englischen Sprachwissenschaft und Mediävistik für die Lehrerausbildung und Lehrpraxis, oder: „All education is about opening doors“

Spätestens seit der Bologna-Konferenz ist die Diskussion über die Neustrukturierung der Studiengänge an deutschen Hochschulen voll entbrannt. Im Mittelpunkt dieser Diskussion steht dabei der Ruf nach einer Verkürzung der Studienzeiten und einer Professionalisierung des Studiums, verbunden mit der Forderung, die Studieninhalte an den Anforderungen der späteren beruflichen Tätigkeit auszurichten – Aspekte, die auch die Diskussion um die Neugestaltung der Lehramtsstudiengänge prägen. Und so stehen bei einer Neukonzeption der anglistischen Lehramtsstudiengänge in erster Linie die sprachhistorischen und mediävistischen Studieninhalte auf dem Prüfstand, da diese für die spätere berufliche Tätigkeit eines Englischlehrers nicht unmittelbar relevant erscheinen.

Ohne Zweifel müssen, um eine Professionalisierung der Lehrerbildung an den Universitäten zu erreichen, die fachdidaktischen Studienanteile, vor allem im gymnasialen Studiengang, erhöht werden. Doch darf dies nicht zu Lasten einer umfassenden fachwissenschaftlichen Ausbildung geschehen. Sprachhistorische und mediävistische Studienanteile völlig aus den Lehramtsstudiengängen zu verbannen, wäre ein kurzsichtiges Handeln: Es würde den Studierenden die Möglichkeit nehmen, bislang unbekannte Bereiche entdecken und dort neue Interessen entwickeln zu können, und es würde ihnen die Möglichkeit nehmen, auf der Grundlage der Kenntnis der Vergangenheit Gegenwärtiges besser verstehen und einordnen zu können. Dies sind Aspekte, die, wie eine Umfrage unter Bamberger Anglistikstudenten zeigt, auch von den Studierenden als wichtig erachtet werden. Doch sind diese Aspekte nicht nur für die Studierenden selbst, sondern auch für ihre spätere Lehrtätigkeit im Fach Englisch von Bedeutung: Schüler brauchen gute Lehrer, und dies sind Lehrer, die neben einer genuinen Liebe zum Lehrberuf auch eine umfassende Ausbildung mitbringen, dies sind Lehrer, die an ihrem Fach interessiert sind und die sowohl didaktisch-methodisch als auch fachlich hochkompetent sind, damit sie das tun können, was ihre Aufgabe im Fach Englisch ist, den Schülern die Türen zur englischsprachigen Welt zu öffnen.

Stephan Kohl (Würzburg): Die Bedeutung der Mediävistik für Literatur- und Kulturwissenschaft

Die Mediävistik zeigt, wie sich der Zugang zu Texten vergangener Jahrhunderte von gegenwärtigen Fragestellungen leiten lassen kann, ohne dass das historische Interesse an einer vergangenen Zeit und deren Literatur gefährdet würde. Schränkte sich die Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Welt-

krieg auf die Analyse formaler Textmerkmale ein, suchte die Mediävistik verstärkt den Anschluss an die Geschichtswissenschaften. Dabei hat sie – und das ist wichtig – ihren eigentlichen Gegenstand, eines der kulturellen Symbolsysteme, nicht aus den Augen verloren und bietet der Literaturwissenschaft so beispielhafte Arbeiten für einen wissenschaftlichen und aufklärerischen Umgang mit Zeugnissen der Geschichte. Insbesondere fallen dabei jene Arbeiten als vorbildlich auf, die die vorgestellten Texte auch als Belege einer sich ausbildenden englischen Identität sehen, indem sie die Materialität der mittelalterlichen Textkultur in den Spannungsfeldern, die die diskontinuierliche Herrschaftsgeschichte Englands erzeugt hat, ebenso auf Aufschluss zu den Fragen nationaler Identität hin befragen wie den Inhalt der Texte selbst.

Während die anglistische Literaturwissenschaft durch Hinwendung zu den Inhalten einer praktisch verwertbaren Kulturwissenschaft einen Ausweg aus dem Vorwurf der Nutzlosigkeit sucht, weist die Mediävistik in dieser schwierigen Lage über den Anschluss an eine Forschungsrichtung, die sich den paradoxen Namen „historische Anthropologie“ gegeben hat, einen alternativen Weg, wie Inhalte und Methoden des Faches bewahrt werden können. Die Hinwendung zu einer „historischen Anthropologie“, die an der Rolle der Literatur bei der Entfaltung anthropologischer Selbstreflexion interessiert ist, hat freilich auch einen Preis: Die spezifischen historischen Erkenntnisse sind einer größeren Fragestellung, wenn nicht gar dem Zweck der Entwicklung eines linearen Narrativs, unterzuordnen. Gewinn solcher Unterordnung ist aber die Wiedereroberung der wissenschaftlichen Autorität, in nach-postmoderner Weise Narrative jenseits der großen Autoren und kanonisierten Einzelwerke entwerfen und große Verlaufslinien kultureller Entwicklungen zeichnen zu können.

Roswitha Fischer (Regensburg): Die Bedeutung der historischen englischen Sprachwissenschaft aus der Sicht der gegenwartssprachlichen Linguistik

In der modernen Linguistik nimmt heute die historische Dimension einen hohen Stellenwert ein, was wiederum mit der neueren Geschichte der Linguistik zusammenhängt. In den 60er Jahren rückte der Sprachgebrauch immer mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung, und die Trennungen von Sprachsystem und Sprachgebrauch und von Synchronie und Diachronie, die sich seit Saussure weitgehend durchgesetzt hatten, wurden zunehmend in Frage gestellt. Das wachsende Bedürfnis nach der Erklärung der untersuchten sprachlichen Phänomene führte zur vermehrten Einbeziehung der Sprachgeschichte. Seither hat sich innerhalb der modernen Linguistik weitgehend die Einsicht durchgesetzt, dass für die Erklärbarkeit und das Verständnis der Phänomene nicht nur Sprachkonventionen und sozialer Kontext, sondern auch geschichtliche Zusammenhänge wesentlich sind.

Im Zuge dieser Entwicklungen etablierten bestimmte Bereiche innerhalb der Linguistik eine historische Ausrichtung, wie z. B. die historische Soziolinguistik, die historische Pragmalinguistik (oder Pragmatik) oder die historische Textlinguistik. Außerdem steigt das Interesse auch für Sprachwandelprozesse innerhalb der Gegenwartssprache, wodurch die diachrone und die synchrone Sichtweise ebenfalls zusammengeführt wird. Ausgangspunkt sind dabei einmal soziolinguistische Untersuchungen, die sich auf der Grundlage der Hypothese der „sichtbaren Zeit“ mit Zusammenhängen zwischen Sprecheralter und Sprachvariation beschäftigten, ferner psycholinguistische Forschungen des Erstspracherwerbs und schließlich korpuslinguistische Studien, die anhand eines Vergleichs elektronischer Textkorpora unterschiedlicher Zeiträume die Entwicklung von sprachlichen Phänomenen verfolgen und sichtbar machen können.

Posterbeiträge in alphabetischer Reihenfolge:

Renate Bauer: *Adversus Judaeos. Juden und Judentum im Spiegel alt- und mittelenglischer Texte*

Brigitte Hoffbauer: *Text-constructional units exploring written communication*

Dominik Kuhn: *Die altenglischen Glossen der Gebete in London, British Library, Arundel 155 in ihrem sprachlichen und kulturhistorischen Kontext*

Ferdinand von Mengden: *Numeral constructions in Old English: a cross-linguistic comparison*

Kathrin Prietzel: *Habban ond healdan – Gefolgherren und Gefolghmänner in der altenglischen Literatur*

Janna Riedinger: *Die altenglische Interlinearversion der Benediktinerregel: Edition und Kommentar*

Winfried Rudolf: *Altenglische Predigten als unfeste Texte – Eine elektronische Hypertextedition*

Guillaume Schiltz: *E-Learning in der Mediävistik: Einführung in die altenglische Sprache und Literatur*

Angelika Schröcker: *MS Cotton Tiberius C.i and the question of (public) penance in late Anglo-Saxon England*

Gabriele Waxenberger: *The phonemic inventory of the Old English runic corpus: epigraphical material*

Mitteilungen

BSB-Ink online: Der Inkunabelkatalog der Bayerischen Staatsbibliothek im Internet

Die Bayerische Staatsbibliothek München (BSB) verfügt weltweit über den reichsten Bestand an Wiegendrucke – der Gesamtbestand beläuft sich auf über 19 930 Exemplare von etwa 9 650 Ausgaben. Damit ist etwa ein Drittel aller erhaltenen Drucke des 15. Jahrhunderts, deren Zahl auf etwa 28 000 Ausgaben geschätzt wird, in der Bibliothek vorhanden. An Zahl der Exemplare kommt keine zweite Sammlung auf der Welt der Münchener gleich: selbst die British Library in London, in deren Bestand sich mehr Inkunabelausgaben (10 390) als in München befinden, kann nur etwa 12 500 Exemplare aufweisen. In ganz Deutschland sind insgesamt schätzungsweise 125 000 Inkunabelexemplare vorhanden.

Die Inkunabelsammlung der BSB stellt ein einzigartiges Quellenkorpus für die Geschichte des Frühdrucks und seiner Rezeption dar und bietet für philologische und historische Forschungen reiches Material. Aufgrund seiner Herkunft spiegelt der Bestand vor allem den Literaturbedarf geistlicher Leser aus einem relativ geschlossenen Gebiet. Im Vordergrund steht theologische und juristische Fachliteratur in lateinischer Sprache. Die Sammlung enthält aber auch den größten Bestand deutschsprachiger Wiegendrucke (mehr als 1 100 Ausgaben). Die Bedeutung des Bestands für die historische Forschung liegt daneben in der individuellen Ausstattung der Exemplare begründet. Etwa ein Zehntel der Exemplare sind mit Buchmalerei versehen. 5 700 Bände, also über 40 Prozent des Bestandes, tragen einen spätgotischen Einband. Informationen zur Besitzgeschichte konnten von drei Vierteln aller Exemplare ermittelt werden – vielfach auf der Grundlage von handschriftlichen Einträgen in den Bänden, in denen oft zusätzliche Informationen enthalten sind, die Einblick in den Buchhandel der Frühen Neuzeit und in die Rezeptionsgeschichte gedruckter Texte erlauben.

Der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Inkunabelkatalog wurde im Reichert Verlag Wiesbaden publiziert und setzte neue Maßstäbe für die Beschreibung von Wiegendrucke: Alle in einer Ausgabe enthaltenen Texte sind dort aufgeführt und die Besonderheiten des jeweiligen Exemplars detailliert beschrieben. Mit Zustimmung des Verlags konnte der Katalog nun im Internet frei zugänglich gemacht werden (Bayerische Staatsbibliothek: Inkunabelkatalog [BSB-Ink]. 5 Bände. Wiesbaden: Reichert Verlag, 1988-2000 [Bd. 1: A – Brev. 1988; Bd. 2: Brey – Gran. 1991; Bd. 3: Gras – Mans. 1993; Bd. 4: Manu – Ricu. 1998; Bd. 5: Rid – Z. 2000]). Er ist unter der Adresse <http://www.bsb-muenchen.de/handruck/ink.htm> erreichbar. Die online-Version des Katalogs erlaubt eine Recherche in verschiedenen Suchmasken. Nach jedem in einer Inkunabel enthaltenen Text kann ebenso gesucht werden wie nach beliebigen Stichwörtern aus der Exemplarbeschreibung. Die einzelnen Beschreibungen können in ähnlicher Darstellung wie im gedruckten Katalog angezeigt und ausgedruckt werden. Als PDF-Dateien sind zusätzlich die Einleitung und die Bibliographie zum gedruckten Katalog verfügbar.

Bereits 1998 führte die BSB ein DFG-Projekt zur Digitalisierung von druckgraphischen Buchillustrationen des 15. Jahrhunderts durch, in dem etwa 6 500 illustrierte Seiten aus Inkunabeln gescannt

und ikonographisch erschlossen wurden. Die Ergebnisse dieses Projekts sind nun aber auch in den Inkunabelkatalog integriert. Sind von einem Exemplar digitalisierte Seiten vorhanden, so findet sich am Ende der Exemplarbeschreibung eine Liste der Bogensignaturen dieser Seiten, von denen der jeweilige Scan aufgerufen und in der Ausgabe virtuell geblättert werden kann. Es ist vorgesehen, die Zahl der Digitalisate kontinuierlich zu erweitern. In nächster Zeit sollen Scans von 575 zum Teil unikalen Inkunabel-Einblattgedrucken integriert werden; angedacht ist zudem eine Digitalisierung deutschsprachiger Inkunabelaussagen.

*Dr. Bettina Wagner
Abteilung für Handschriften und Seltene Drucke
Bayerische Staatsbibliothek
Ludwigstr. 16
80539 München
email: bettina.wagner@bsb-muenchen.de
Tel. +89 / 28638-2982
Fax. +89 / 28638-2266*

Tagungsankündigungen

Wir versuchen, unsere Leserinnen und Leser so umfassend wie möglich über Tagungen, interessante Neuerscheinungen und wichtige Neuigkeiten aus Institutionen und Fachverbänden zu informieren, sind dabei aber auch auf Ihre Hilfe angewiesen. Bitte senden Sie entsprechende Informationen an Prof. Dr. Hans-Werner Goetz, Universität Hamburg, Historisches Seminar, Von-Melle-Park 6/IX, 20146 Hamburg, Fax: 040/42838-3955, E-mail: Hans-Werner.Goetz@uni-hamburg.de.

Aus Platzgründen werden hier nur noch Tagungen angezeigt, die nach dem Redaktionsschluss beginnen. Sämtliche Tagungen einschließlich der Programme finden Sie auf unserer Homepage (www.mediaevistenverband.de). Hier werden auch die Informationen bereits abgehaltener Tagungen noch zwei Jahre lang archiviert.

Kolloquien, Ringvorlesungen, Sommerschulen, Workshops

20.10.04-26.1.05: Oberseminar mit auswärtigen Gästen: Neuere Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte am Historischen Institut der FSU Jena organisiert von Prof. Dr. Helmut G. Walther, Prof. Dr. Matthias Werner, PD Dr. Stephan Freund. Beginn 20.10.04, 18.00-20.00 Uhr, Raum CZ 3, SR 206. Kontakt: Petra Weigel, Historisches Institut der FSU Jena, Fürstengraben 13, 07743 Jena, petraweigeljena@aol.com

21.10.04-2.2.05: Kolloquium zu aktuellen Forschungsproblemen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit mit auswärtigen Gästen. Organisiert von Prof. Dr. N. Bulst, Prof. Dr. B. Jussen, Prof. Dr. A. Suter an der Universität Bielefeld. Beginn: 21.10.04, 18.15 - 20.30 Uhr, Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld, Raum S2-121. Kontakt: Gudrun Lehmann, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld, glehmann@uni-bielefeld.de

27.10.04-2.2.05: Forschungskolloquium für Examenkandidaten und Doktoranden mit auswärtigen Gästen. Organisiert von Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner an der Universität Kassel. Beginn: 27.10, 18-20 Uhr, FB 05: Gesellschaftswissenschaften, Mittelalterliche Geschichte, Nora-Platiel-Str. 1, Raum 3308. Kontakt: Theo Broekmann, Uni Kassel, FB 05, Nora-Platiel I, 34127 Kassel, Theo.Broekmann@web.de

4.11.04-17.2.05: Angst und Terror im Mittelalter. Ringvorlesung des IAK Mediävistik an der Universität Mainz im WS 2004/05. Ort: P3 (Philosophicum), Jakob-Welder-Weg 18, Donnerstag 18.15 Uhr. Kontakt: Interdisziplinärer Arbeitskreis (IAK) Mediävistik, Sekretariat Univ.-Prof. Dr. Mechthild Dreyer, Tel.: 06131 / 39-22925, dreyer@uni-mainz.de, www.mediaevistik.uni-mainz.de

26.-27.11.04: Kirche und Landesherrschaft im Spätmittelalter. Ostmitteleuropäische Forschungsperspektiven. Doktorandenworkshop an der Universität Potsdam.

Kontakt: Mario Müller M. A., maricmiller@yahoo.de, Peter Riedel, riedelp@rz.uni-potsdam.de

14.-15.1.05: Das Reich der Vandalen und seine Vorgeschichte(n). Workshop in Wien veranstaltet vom Institut für Mittelalterforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien und des Instituts

zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens (IEMAN), Paderborn.

Kontakt: Roland Steinacher, Institut für Mittelalterforschung, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Prinz-Eugenstr. 8-10, A-1040 Wien, E-mail: Roland.Steinacher@oeaw.ac.at oder Guido M. Berndt, Graduiertenkolleg „Reiseliteratur & Kulturanthropologie“, Universität Paderborn, Warburgerstrasse 100, 33098 Paderborn, guido_berndt@gmx.de

Tagungen

3.-5.11.04: La Scuola Medica Salernitana – gli autori e i testi. Internationale Tagung an der Universität von Salerno.

Kontakt: Giovanni Argo, Pietro Steardo, Eugenio Capatano, Fabiola Romana, Daniela Varani, Tel.: 0039 089 966001/6002, segrett@unisa.it o. ipagani@unisa.it, www.scuolamedica.unisa.it

4.-11.11.04: Le immagini di povertà e carità fra Trado Medioevo e Rinascimento. Armut und Armenfürsorge in den Bildwelten der italienischen Stadtkultur (13.-16. Jahrhundert). Tagung des SFB 600 „Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen von der Antike bis zur Gegenwart“ der Universität Trier in Zusammenarbeit mit dem Kunsthistorischen Institut in Florenz (Max-Planck Institut).

Kontakt: Dr. Philine Helas, E-mail: Helas@uni-trier.de, oder Dott.ssa Ester Fasino, Fasino@khi.fi.it, Tel.: 0039 055 249 11 49, www.sfb600.uni-trier.de

4.-5.11.04: Saladin und die Kreuzfahrer. Tagung der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim und des Landesmuseums Natur und Mensch Oldenburg in Verbindung mit dem Nationalmuseum Damaskus und dem Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale).

Kontakt: Sabine König, Reiss-Engelhorn-Museen, Zeughaus, C 5, 68159 Mannheim, Tel.: 0621-293 2127, E-mail: sabine.koenig@mannheim.de, www.reiss-engelhorn-museen.de

6.11.04: De Internationale Positie van de Nederlandse en Vlaamse Mediëvistiek. 10. Mediëvistentag der Onderzoekschool Mediëvistiek und der Vlaamse Werkgroep Mediëvistiek in Leiden.

Kontakt: Forschungsinstitut Pallas, Sekretariat, P. N. van Eyckhof 4, Postbus NL-9515 RA Leiden, Tel.: 0031-71-5272166, Fax: 0031-71-5272961, pallas@let.leidenuniv.nl

13.-14.11.04: Glauben ohne Begründung? Zum Verhältnis von Glaube und Wissen im Denken antiker, mittelalterlicher und moderner Religionsphilosophen im Tagungszentrum Hohenheim.

Kontakt: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Im Schellenkönig 61, 70184 Stuttgart, Tel.: 0711 1640-600, Fax: 0711 1640-777, info@akademie-rs.de

16. 11. 04: Guerre, eroi ed antieroi nella letteratura del medioevo. 2. internationale Mittelalter-Tagung an der Universität Urbino.

Kontakt: Michael Dallapiazza, Istituto di Lingue, Piazza Rinascimento 7, 61029 Urbino, Italien, m.dallapiazza@uniurb.it

25.-26.11.04: Literatur, Kunst und Wissenschaft im Spätmittelalter. Der Beitrag des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke zur Erschließung und Nutzung der Quellen. Internationaler Kongress in Berlin.

Kontakt: Holger Nickel, holger.nickel@sbb.spk-berlin.de

26.-27.11.04: Noblesse et États princiers en Italie et en France au XVe siècle. Aristocrazia signorile e Stati principeschi in Italia e in Francia nel Quattrocento. Internationale Tagung an der École française de Rome.

Kontakt: Sekretariat École française de Rome, Grazia Perrino, Piazza Farnese, 67, 00186 Rom, Tel.: (+39) 06 68 60 12 48, Fax: (+39) 06 68 748 34, secrma@ecole-francaise.it, www.ecole-francaise.it

2.-4.12.04: Archives, archivistes, archivistique dans l'Europe du Nord-Ouest (de l'Antiquité à nos jours) entre gouvernance et mémoire. Tagung an der Universität Lille.

Kontakt: Martine Aubry, Centre de Recherches sur l'Histoire de l'Europe du Nord-Ouest, Université de Lille 3 – BP 149, 59653 Villeneuve d'Ascq Cedex, Tel.: +33 3 20 41 62 87, Fax: +33 3 20 41 69 77, aubry@univ-lille3.fr

2.-4.12.04: Social groups and urban territories from the Middle Ages until the 16th century. Internationaler Kongress der Universität Brüssel.

Kontakt: Dr. Chloé Deligne, Section d'Histoire (history dept.), Université Libre de Bruxelles, CP 175 01, 50 Av. F.D. Roosevelt, B-1050 Brüssel, Tel.: +32 2.650.38.07, Fax: +32 2.650.39.19, edeligne@ulb.ac.be

13.-15.1.05: Orient und Okzident – eine Geschichte unterschiedlichster Berührungen. 3. Internationale Reinoldustage in Dortmund.

Kontakt: Dr. Beate Weifenbach, Schulstraße 31, 48149 Münster.

18.-20.2.05: Europa – der weibliche Kontinent? Neue Ergebnisse der europäischen Genderforschung. Internationale Tagung in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dr. Heiner Timmermann vom sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut der Europäischen Akademie Otzenhausen Saarland.

Kontakt: Universität Flensburg, Institut für Geschichte und ihre Didaktik, Prof. Dr. Bea Lundt, Auf dem Campus 1, 24943 Flensburg, Tel.: 0461/8052246, Fax: 0461/8052144, lundt@uni-flensburg.de und Prof. Dr. Michael Salewski, Hindenburgstraße 11c, 24340 Eckernförde, Tel.: 04351/751852, msalew@t-online.de

14.-17.3.05: Grenze & Grenzüberschreitung im Mittelalter. 11. Symposium des Mediävistenverbandes in Frankfurt an der Oder.

Kontakt: Prof. Dr. Dr. Ulrich Knefelkamp, Professur für mittelalterliche Geschichte Mitteleuropas und regionale Kulturgeschichte, Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), Postfach 1786, 15207 Frankfurt/O., medvb-symp@euv-frankfurt-o.de, www.mediaevistenverband.de/grenze05/index.html

30.3.-2.4.05: Brauch und Missbrauch des Mittelalters: 19.-21. Jh. Internationale Tagung.

Kontakt: Janos Bak, Central European University, Budapest, Bakjm@ceu.hu

4.-6.4.05: Funktionen des Humanismus. Internationales Symposium im Kloster Weingarten.

Kontakt: Prof. Dr. Gerrit Walther, Bergische Universität-Gesamthochschule, Wuppertal, Historisches Seminar FB II, Gauss-Str. 20, 42097 Wuppertal, Tel.: 0202/4392423 -2422 (Frau Michel), Fax: 0202/4393851, gerrit.walther@uni-wuppertal.de

29.4.-1.5.05: Totentanz als Metapher der Zerstörung. 11. Jahrestagung der Europäischen Totentanz-Vereinigung in der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek Dresden.

Kontakt: Europäische Totentanz-Vereinigung, Präsidium Dr. Uli Wunderlich und Prof. Dr. Bernhard Schemmel, Marienstraße 25, 40212 Düsseldorf, Tel.: +49 211 8549005, Fax: +49 211 8693790, www.totentanz-online.de

18.-22.5.05 (voraussichtlich): Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Tagung als Begleitung zur Ausstellung in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, Ruhrlandmuseum, Essen.

Kontakt: Hedwig Röckelein, Historisches Seminare der Georg-August-Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 5, 37073 Göttingen, hroecke@gwdg.de und Jeffrey Hamburger, Harvard University, Dept. of History of Art and Architecture, Sackler Museum, 485 Broadway, Cambridge MA 02138, USA, jhamburger@fas.harvard.edu

19.-21.5.05: Linguistique textuelle du moyen français. 11. Kongress über das Mittelfranzösische an der Universität Antwerpen.

Kontakt: Anne Vanderheyden, Universiteit Antwerpen, Prinsstraat 13, 2000 Antwerpen, Belgien, Anne.Vanderheyden@ua.ac.be, www.ua.ac.be/lemoyenfrancais

3.-9.7.05: 20th International Congress of Historical Sciences. Universität von New South Wales, Sydney.

Kontakt: Incompass Events, c/o CISH 2005, PO Box 1472, BONDI JUNCTION, NSW 1355, Sydney, Australia, Tel.: +61293809276, Fax: +61293809478, cish2005@incompass.com.au, www.cishsydney2005.org

5.-8.7.05: Cultural change. Continuity and change in Europe in the Fifteenth and Sixteenth Centuries. Internationale Konferenz an der Universität Groningen.

Kontakt: c/o Groningen Studies in Cultural Change, Faculty of Arts, University of Groningen, P.O.Box 716, NI-9700 AS Groningen, ozsmed@let.rug.nl

11.-14.7.05: Youth & Age. Internationaler Mediävisten-Kongress an der Universität Leeds.

Kontakt: Axel E.W. Müller, International Medieval Congress, Parkinson 1.03, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, Tel.: +44 113 3433614, Fax: +44 113 3433616, IMC@leeds.ac.uk, www.leeds.ac.uk/imi/imc/imc.htm

15.-19.7.05: The 4th International Conference on the Medieval Chronicle. Internationale Tagung an der Universität Reading.

Kontakt: Prof. Peter Noble und Prof. Anne Curry, Graduate Centre for Medieval Studies, Tel.: +44 118 378-8124 oder -8143, Fax: -8122, gcms@reading.ac.uk

16.-18.7.05: Formen und Funktionen von Redeszenen in der mittelhochdeutschen Großepik. Tagung des Instituts für Deutsche Philologie I an der Universität Münster.

Kontakt: HDoz. Dr. Nine Miedema, Institut für Deutsche Philologie I, Johannisstraße 1-4, 48143 Münster, miedema@uni-muenster.de

20.-23.7.05: Folklore and Identity in Celtic Cultures. Celtic Folk Studies Konferenz an der Universität Cardiff.

Kontakt: Siwan Rosser oder Juliette Wood, School of Welsh, Cardiff University, Humanities Building, Colum Drive, PO Box 910, Cardiff CF10 3XW, Tel.: +44-2920-874843, cymraeg@caerdydd.ac.uk

24.-31.7.05: XXIst International Arthurian Conference. Universität Utrecht, Niederlande.

Kontakt: arthur2005@let.uu.nl, www.let.uu.nl/alw/ARTHUR

13.-17.9.05: Regionalismus und Internationalismus: Probleme der Paläographie und Kodikologie im Mittelalter. Kongress des CIPL der APICES.

Kontakt: Alois Haidinger, alois.haidinger@oeaw.ac.at

21.-24.9.05: König Konrad I.: Auf dem Weg zum „Deutschen Reich“? Symposium in Fulda.

Kontakt: Josef Hoppe, info@koenigkonrad-aushessen.de

17.-18.11.05: Répudiation, divorce, séparation: la rupture du lien conjugal du vivant des époux dans l'Occident médiéval. Tagung in Valenciennes.

Kontakt: Emmanuelle Santinelli, MCF en histoire médiévale à Valenciennes, 224 rue J.B. Fievet, 59870 Rieulay, Tel.: 03 27 86 27 70, esantinelli@wanadoo.fr

Ausstellungen

22.12.03-14.11.04: Karl der Große und seine Gelehrten. Zum 1200. Todesjahr Alkuins (+ 804). Jahresausstellung im Barocksaal der Stiftsbibliothek St. Gallen.

Kontakt: Tel.: +41 712273416, stibi@stibi.ch, www.stiftsbibliothek.ch

17.7.-28.11.04: Gaumenschmaus und Augenfreude. Tisch- und Tafelkultur durch zehn Jahrhunderte. Ausstellung im Museum in der Kaiserpfalz, Paderborn. Kontakt: Museum in der Kaiserpfalz, Am Ikenberg 2, 33098 Paderborn, Tel.: 05251 10510, kaiserpfalz@lwl.org, www.kaiserpfalz-paderborn.de

11.9.-14.11.04: Frühdruck in Zwolle für einen Markt ohne Grenzen 1477-1523. Ausstellung im Stedelijk Museum in Zwolle.

Kontakt: Lydie van Dijk, Stedelijk Museum Zwolle, Melkmarkt 41, Zwolle, Tel.: +31 38 4214650, vdijk@museumzwolle.nl

März bis Juni 2005: Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Eine Ausstellung der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn, des Ruhrlandmuseums in Essen und der Stiftung Kunst und Kultur des Landes Nordrhein-Westfalen.

Kontakt: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Museumsmeile Bonn, Friedrich-Ebert-Allee 4, 53113 Bonn, Tel.: 0228/9171-0, www.kah-bonn.de

27.8.-10.12.06: Das Heilige Römische Reich. Das Mittelalter: Von Otto dem Großen bis Maximilian I. Landesausstellung Sachsen-Anhalt im Kulturhistorischen Museum Magdeburg.

Kontakt: Kulturhistorisches Museum Magdeburg, Otto-von-Guericke-Str. 68-73, 39104 Magdeburg, Tel.: +49 (0) 0391/5403501, Fax: +49 (0) 391/5354824, Cornelia.Laerm@museen.magdeburg.de oder info@dasheiligerreich.de, www.dasheiligerreich.de

Tagungsberichte

Kloster und Bildung, Kolloquium im Kloster Ebstorf, 17.–21. März 2004

Das Damenstift und ehemalige Benediktinerinnenkloster Ebstorf in der Lüneburger Heide bot den passenden Rahmen für einen interdisziplinären Austausch um die sog. Ebstorfer Weltkarte, der durch Dr. Jürgen Wilke vom Max-Planck-Institut in Göttingen, selbst Forscher auf diesem Gebiet, organisiert worden war. Die Weltkarte kann bekanntlich seit dem Verlust des Originals im Zweiten Weltkrieg nur noch als Faksimile und mit Hilfe der bereits zuvor gemachten Fotos und Zeichnungen bearbeitet werden. Die mehr als zwei Dutzend Beiträge konzentrierten sich vor allem auf zwei Themenfelder. Zum einen gingen sie zentralen Aspekten der mittelalterlichen monastischen Kultur nach - Bibliotheken und Skriptorien mit ihren Bildungsinhalten sowie inneren und äußeren Klosterschulen mit ihren verschiedenen Formen der Wissensvermittlung. Zum anderen behandelten sie Fragen rund um die Ebstorfer Weltkarte - Entstehungszeit, Einflussnahme durch Theologen und Philosophen, Geographen und Historiographen, das Verhältnis von Schriftlichkeit und Bildlichkeit. Ein ausführlicherer Bericht findet sich unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=552>. Die Veröffentlichung der Beiträge ist für das nächste Jahr zu erwarten.

Gudrun Gleba, Oldenburg

Prédication et liturgie au Moyen Age, Lyon, 16.–20. Juli 2004

Predigt und Liturgie im Mittelalter – unter diesem Motto stand das XIV. Symposium der *Medieval Sermon Studies Society*, das – organisiert von Nicole Bériou – vom 16.–20. Juli 2004 in Lyon stattfand. Rund 50 Teilnehmer hatten sich in den Räumen des ehemaligen Priesterseminars – jetzt Tagungshaus der Erzdiözese Lyon – zusammengefunden, um 19 Vorträgen zu folgen, die nicht nur thematisch, sondern auch zeitlich ein breites Spektrum abdeckten. Nach einer Eröffnungsansprache durch Philippe Kardinal Barbarin hielt Carlo Delcorno, dessen Arbeiten zur volkssprachlichen Predigt in Italien seit langem zu den Referenztexten der internationalen Predigtforschung zählen, das einleitende Referat, das den programmatischen Titel *Aux sources de la prédication. Liturgie et art de bien prêcher* trug. Während der folgenden Tage wurden – zeitlich von der Spätantike bis ins Spätmittelalter voranschreitend – viele der von Delcorno aufgeworfenen Fragen und Probleme in Einzelreferaten aufgegriffen und diskutiert. Gert Partoens (Löwen) behandelte in seinem Beitrag die Predigtstätigkeit des Augustinus in Karthago während der Jahre 417–418 und stützte sich dabei auf ein Konvolut von neu entdeckten *sermones* des Kirchenvaters. Jean N. Guinot (Lyon) richtete seinen Blick gen Osten und untersuchte den Zusammenhang von Predigt und Liturgie bei Johannes Chrysostomus. Den von der Predigtforschung noch immer vernachlässigten musikalischen Aspekten ging Olivier Cullin (Poitiers) in seinem Beitrag *La parole en perspective: musique et construction liturgique au haut Moyen Age* nach, während Laurence Aventin (Bordeaux) auf die Bedeutung des Ambo verwies, damit also dem liturgischen Mobiliar den ihm zustehenden Platz einräumte. Ausgehend von einer Predigt des Zisterziensers Helinand von Froidmont rekonstruierte Mette Birdekal Bruun (Kopenhagen) die einzelnen Stationen einer Palmsonntagsprozession, als deren zentraler Ort der Kreuzgang mit seinen unterschiedlichen Bedeutungsebenen gelten darf. Auf großes Interesse stieß die Bedeutung liturgischer Motive im Werk einiger prominenter Prediger. Paola de Santis (Mailand) stützte sich bei ihren Betrachtungen über Abaelard auf dessen Pfingstpredigten, während Franco Morenzoni (Genf) sich dem umfangreichen Predigtwerk des Pariser Bischofs Guillaume d'Auvergne widmete, dessen *sermones* wohl in nicht allzu ferner Zukunft in einer kritischen Edition vorliegen werden. Den *Liturgica* im Werk des Giordano da Pisa (gest. 1310) ging Silvia Serventi (Turin) nach. Peter Howard (Victoria) lieferte interessante Einblicke in die Predigtpraxis im Florenz des 15. Jhs und Martina Wehrli-Jones (Zürich) stellte einen unbekanntenen Salve Regina-Traktat aus der Feder des Dominikaners Johannes Heinlin vor.

Neben den Spezialisten des Fachs fanden auch Nachwuchswissenschaftler Gehör, die anhand von Poster-Präsentationen ihre jeweiligen Forschungsprojekte vorstellten. Erstaunlich, welch großer wissenschaftlicher Ertrag nach wie vor aus der Beschäftigung mit Predigten erwachsen kann! Aus der Fülle der Präsentationen seien nur zwei besonders eindruckliche Beispiele hervorgehoben. Christine Boyer-Chevallier (Lyon) analysiert und ediert in ihrer Dissertation das 107 Predigten umfassende Werk des Dominikaners Guillaume de Sauqueville (1300), der sich als Apologet Philipps des Schönen hervortat und wertvolle Einschätzungen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen französischem König und Kaiser liefert. Den *Sermones ad status* des Guibert de Tournai, eines Predigtgiganten im

Umfeld Ludwigs des Heiligen, dessen rund 500 Predigten in über 100 Handschriften und fünf Frühdrucken überliefert sind, widmet sich Marjorie Burghart (Lyon) im Rahmen ihrer Doktorarbeit. Eine kritische Edition des Predigt-konvoluts ist hier aus nachvollziehbaren Gründen zwar nicht geplant, doch darf man den Abschluss der Textkonstitution anhand einer Leithandschrift mit Spannung erwarten. Ohne Zweifel wird die historische Forschung von diesen dann leichter zugänglichen Texten profitieren.

Ein eindrückliches Erlebnis stellte der Besuch der Bibliothèque municipale dar, aus deren Handschriftenschatzen anlässlich der Tagung eine kleine Ausstellung zusammengestellt worden war: *Liturgie et prédication dans les livres manuscrits et imprimés de la Bibliothèque municipale de Lyon*. Dabei lagen die Exponate nicht gut gesichert in Vitrinen, sondern waren frei zugänglich, ja luden zum Blättern geradezu ein. Wer weiß, welcher Reiz von einem im 5. Jh. entstandenen Psalterium oder einem zwischen 1297 und 1306 für die Sainte-Chapelle angefertigten Missale ausgehen kann, wird die nervöse Erregung verstehen, die sich der Tagungsteilnehmer bemächtigt hatte. Festzuhalten bleibt, dass während des Symposiums eindrücklich unter Beweis gestellt wurde, welche Relevanz der Quellengattung Predigt nach wie vor zukommt. Das ihr innewohnende Potential ist jedenfalls noch nicht annähernd ausgeschöpft.

Ralf Lützelshwab Berlin

Medieval and Early Modern Queens and Queenship: Questions of Income and Patronage, Budapest, 13.–16. Oktober 04

Königinnen im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa und ihre vielfältigen Aktivitäten waren – erstmals wieder seit der im April 1995 von Anne Duggan am Londoner King's College abgehaltenen Tagung – das Thema einer internationalen und interdisziplinären Konferenz. Eingeladen hatte das renommierte Department of Medieval Studies der Central European University (CEU) in Budapest unter der Federführung von János M. Bak, Orsolya Réthelyi und Attila Bárány. Die Resonanz war überwältigend. Dem Call for papers folgten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Bereich der Geschichte und Kunstgeschichte aus den USA, England, Frankreich, Schweden, den Niederlanden, Portugal und Spanien, Polen, Tschechien, Ungarn und Deutschland. Der zeitliche Rahmen der Themen erstreckte sich von den frühmittelalterlichen Epochen bis ins 16. Jh., wobei ein eindeutiger Schwerpunkt in der Zeit des Spätmittelalters lag. Mit der Fokussierung auf die wirtschaftlichen Grundlagen wurde eine für die weitere Erforschung europäischen Königtums zentrale Fragestellung zur Diskussion gestellt, die bislang noch wenig Aufmerksamkeit gefunden hatte.

Die beiden Themenkomplexe „Income“ und „Patronage“ wurden in neun Sektionen mit 33 Referaten diskutiert. Vorangestellt war den beiden Schwerpunkten jeweils eine Keynote Lecture. Die erste hielt Amalie Föbel (Universität Bayreuth), die in einem weit gespannten Vortrag „The Queen's Wealth in the Middle Ages“ auf die im europäischen Vergleich sehr unterschiedliche Quellen- und Überlieferungslage hinwies und Finanzstrukturen und Größenordnungen von Einkünften mit Blick auf die englische Monarchie und das mittelalterliche deutsche Reich exemplarisch herausarbeitete.

Die beiden ersten Sektionen beschäftigten sich mit dem Haushalt der Königin und ihren Besitzungen. István Draskóczy (ELTE Universität Budapest) gab einen Überblick über die Einkünfte ungarischer Königinnen im 15. Jh. und behandelte insbesondere den wichtigen Güterkomplex um die Burg Diósgyőr. Theresa Earenfight (Seattle University) diskutierte die Finanzen der Königin von Aragón im späten Mittelalter, die über eine eigene Finanzbehörde, die *Cambra de la Reyna*, verfügte und verdeutlichte am Beispiel der mit Alfons V. verheirateten Maria von Kastilien (1416–1458), dass sie trotz finanzieller Eigenständigkeit und Teilhabe an der Regierung als Statthalterin in Aragón vom König abhängig blieb. Maria Paula Marçal Lourenço (Universität Lissabon) zeigte, wie die Königinnen von Portugal im 16. Jh. durch Repräsentation, königliche Macht und private Einflussnahme mittels ihres Besitzes und der Beziehungen zu ihren Amtsleuten einen wichtigen Beitrag zum Aufbau des modernen portugiesischen Staates leisteten. Ryan Lavelle (King Alfred College, Winchester) lenkte den Blick zurück ins angelsächsische Wessex (871–1066), als die Königin „the King's wife“ war und über umfangreiche Ländereien verfügte. Dick Harrison (Lund University) konstatierte eine von Historikern gern übersehene „female political culture“ im Frühmittelalter, die auf dem königlichen Haushalt und einflussreichen Netzwerken basierte und durch die einer geschickt agierenden Königin und Königinmutter weitreichende politische Macht zukommen konnte. Lois L. Huneycutt (University of Missouri) sah den Grund für die umfassende politische Macht anglo-normannischer Königinnen zwischen 1066 und 1154 nicht nur darin, dass sie politisch talentiert waren und gute Beziehungen zu ihren königlichen Ehemännern unterhielten, sondern organisatorisch und finanziell unabhängig waren mit eigenem Haushalt, Personal und Einkommen.

Die dritte Sektion konzentrierte sich auf Einkünfte und Finanzen der Königin in den iberischen Monarchien. Matthew J. Clear (Barcelona) schilderte Sancia von Mallorca (1286–1345), Königin von Sizilien, Provence und Jerusalem, als clevere Geschäftsfrau, deren Finanzkraft sie in die Lage versetzte, extensiv kirchliche Stiftungen zu

tätigen. Ihre Kinderlosigkeit konnte ihre unangefochten mächtige Position als Königin nicht erschüttern. Maria Manuela Santos Silva (Universität Lissabon) listete die Einkünfte der bis ins späte 14. Jh. hinein entweder aus Aragon oder Kastilien stammenden portugiesischen Königinnen auf, die sie aus den ihnen übertragenen Gütern, Rechten und Abgaben bezogen und die im 15. Jahrhundert in den „Terras da Rainha“ strukturiert und organisiert wurden. Ana Maria S. A. Rodrigues (Universität Lissabon) analysierte Eheverträge hinsichtlich Mitgift und Wittum sowie Schenkungen an die Königinnen Portugals mit jährlichen Beträgen zur Unterhaltssicherung sowie Zueignungen von Städten und Ländereien mit dazugehörigen Herrschaftsrechten.

Die vierte Sektion „Queenship and Politics“ eröffnete Mary Stroll (University of California, San Diego) mit einem Beitrag zu den Beziehungen zwischen Papst Calixt II. (1119–1124) und drei imponierenden Königinnen seiner Zeit: Urraca von Léon-Kastilien, die römisch-deutsche Königin Mathilde und schließlich seine Nichte Adelaide von Maurienne-Savoyen, die Gemahlin Ludwigs VI. von Frankreich. László Szende (ELTE Universität Budapest) verwies auf die herausragende politische Stellung Elisabeths von Polen und Ungarn als Königinmutter in der Regierung Ludwigs I. des Großen, deren politische Mitsprache in den Königsurkunden ihres Sohnes deutlichen Niederschlag fand. Marianne Sághy (CEU Budapest) beschrieb „diplomatic devotions“ am Beispiel der Pilgerreisen der eben genannten Elisabeth in den 40er und 50er Jahren des 15. Jh. nach Rom, Bari und Aachen und verdeutlichte, dass die Königinwitwe über konkrete diplomatische und außenpolitische Ziele hinaus von persönlichen religiösen Interessen geleitet wurde. Joanna Chodor (Katholische Universität Lublin) skizzierte den rechtlichen Status von Frauen in Polen im 13. und 14. Jh. und kam zum Ergebnis, dass adlige Frauen nicht mehr nur Mobilien, sondern auch Immobilien erben konnten. Die zweite Keynote Lecture hielt Karl-Heinz Spiess (Universität Greifswald) zum Thema ‚European Royal Marriages in the Late Middle Ages‘. Er visualisierte an Karten die aus den Eheschließungen resultierenden Beziehungsgeflechte und referierte die Gepflogenheiten bei Eheverhandlungen und insbesondere die Frage der Höhe von Mitgift und Wittum.

Die fünfte Sektion „Patronage: Piety and Learning“ startete mit einem Referat von Alexandra Gajewski (Courtauld Institute of Art, London), die die mit ungewöhnlichem Pomp gefeierte Beerdigung der Blanca von Kastilien († 1252) in den Kontext ihrer Klostergründungen in Maubuisson (1236) und Le Lys (1248) stellte, wo die Königin Zisterzienserinnen angesiedelt und verfügt hatte, dass ihr Körper in Maubuisson und ihr Herz in Le Lys bestattet werden solle. Joan A. Holladay (University of Texas, Austin) präsentierte die Bücher französischer Königinnen des 13. und 14. Jh.s, die aus ganz unterschiedlichen Gründen gekauft wurden und die, als Geschenke weitergegeben, persönliche Beziehungen erkennen lassen. Aislinn Loconte (University of Oxford) stellte die zeitweilig das Königreich Sizilien-Neapel regierende Margherita von Durazzo als Kunstmäzenin vor und konzentrierte sich auf Kirche und Kloster St. Marta in Neapel als eines ihrer wichtigsten Projekte. Elizabeth Danbury (University College London) untersuchte die Rolle englischer Königinnen des 14. und 15. Jh. bei der Gründung verschiedener Colleges in Cambridge and Oxford und konstatierte, dass die wenigen zeitgenössischen Portraits der Ladies mehrheitlich im Zusammenhang mit ihren edukatorischen Bemühungen erhalten sind. Tünde Wehli (Ungarische Akademie der Wissenschaften) betonte die Rolle der überaus gebildeten Beatrice, der aus Aragon stammenden zweiten Gemahlin des ungarischen Königs Matthias Corvinus, beim Aufbau einer Hofbibliothek.

Am Beginn der sechsten Sektion „Art Patronage“ stand der Beitrag von Katie Keene (Southern Methodist University, Dallas) zur Frömmigkeit und Förderung religiöser Einrichtungen durch Margaret von Schottland (1070–1093), die oft und gern Eremiten um ihre Ratschläge ersuchte und durch die Gründung der Abtei in Dunfermline sowie eine Vielzahl weiterer religiöser Stiftungen sich den Ruf einer Heiligen erwarb und 1251 kanonisiert wurde. Patricia Dark (St Hilda's College, Oxford) wandte sich Mathilde von Boulogne, Gemahlin Stephans von Blois, zu, deren politische und wirtschaftliche Aktivitäten sich in London mit ihrer Stiftungstätigkeit für Holy Trinity, Aldgate ergänzten und der königlichen Familie politischen Rückhalt in „anarchischer“ Zeit gaben. Eileen McKiernan Gonzales (Berea College, Kentucky) verglich die rechtlich und finanziell weitreichend ausgestatteten Gründungen der Samchi von Kastilien-Léon, die im romanischen Stil das Kloster in Sijena erbauen ließ, und der Leonora Plantagenêt, die im aragonesischen Las Huelgas eine gotische Zisterzienserabtei errichtete, und unterstrich die Einflussnahme der Königinnen auf die Architektur wie auch die zeitweilige Etablierung dieser Frauenklöster als Grablagen der königlichen Familien. Núria Silleras-Fernández (University of California, Santa Cruz) erörterte Zusammenhänge zwischen dem Ruf einer Königin und ihren Schenkungen an Klöster am Beispiel der aragonesischen Königin Maria de Luna und interpretierte deren Freigebigkeit, insbesondere an den Franziskanerorden, als Imagepflege.

Die siebte Sektion zu den „Pacta Matrimonialia“ umfasste wiederum Referate aus dem mitteleuropäischen Raum. György Szabados (Universität Szeged) analysierte den ersten ungarischen Ehevertrag an der Wende vom 12. zum 13. Jh. für Konstanze von Aragon anlässlich ihrer Heirat mit König Emerich. Urszula Borkowska (Katholische Universität Lublin) resümierte die Ehekontrakte der polnischen Dynastie der Jagiellonen, die über die Ver-

mögensverhältnisse hinaus die mit der jeweiligen Ehe verknüpften politischen Zielsetzungen erkennen lassen. Jaroslava Hausenblasova (Tschechische Akademie der Wissenschaften, Prag) befasste sich mit Anna von Jagiello, der Gemahlin Ferdinands I., und ihren umfassenden Repräsentationsaufgaben, die sich in steigenden Hof- und Haushaltskosten niederschlugen und eine neue Ausprägung und Organisation des Hofzeremoniells zur Folge hatten.

Die achte Sektion „Royal Treasures“ begann mit einem Referat von Gerhard Jaritz (CEU Budapest) zum Thema „The Queen and her Jewels“, der verschiedene historische Situationen zitierte, in denen dem Schmuck der Königin eine zentrale Rolle zukommt, und diese in ihrer Bedeutung interpretierte. Martina Kalábová (Universität Bratislava) gab einen Überblick über umfangreiche Güterkomplexe in der Mittelslowakei, die seit 1424 für mehr als hundert Jahre der Witwenversorgung ungarischer Königinnen dienten. Zoltán Czövek (Universität Debrecen) brachte Nachrichten zum ungarischen Kronschatz aus dem Jahr 1521 in Beziehung zu Maria von Habsburg, einer Schwester Kaiser Karls V., die im Januar 1522 den böhmisch-ungarischen König Ludwig II. heiratete.

Die neunte Sektion „Income and Patronage II“ startete mit Attila Bárány (Universität Debrecen) und der aus Ungarn stammenden Königin Yolantha, deren Heirat mit Jacob I. von Aragon ein Ausdruck der neuen politischen Interessen Ungarns und Aragons im Mittelmeerraum war. Szilárd Süttö (Universität Miskolc) diskutierte die staatsrechtliche Situation zwischen dem Tod Königs Ludwigs des Großen und der Thronbesteigung Sigmunds, „als die Königin König hätte sein sollen“ und verschiedene Kräfte in Ungarn eine Regierung der Königin Maria durchsetzen und diejenige Sigmunds verhindern wollten. Orsolya Réthelyi (CEU Budapest) spannte den Bogen von den Besitzverhältnissen der Barbara von Cilli seit 1424 zu denen der Maria von Habsburg 1522, die beide ähnlich umfassend ausgestattet waren, und verdeutlichte am Beispiel der früh verstorbenen Anna von Foix, der dritten Gemahlin Vladislavs II., die schwierige Quellenlage in Ungarn. Den Schlusspunkt setzte Jacqueline Kerkhoff (Museum Het Catharijneconvent, Eindhoven) mit neuen Ergebnissen zum Frauenzimmer der Kaiserin Anna und Königin Maria am Wiener und Innsbrucker Hof, wo sie zwischen 1516–1521 gemeinsam erzogen wurden. In zweieinhalb Tagen fand in Budapest eine wahre Mammuttagung statt, die viele neue Fragestellungen und Ergebnisse zu Tage förderte, von denen man sich dringlich wünscht, dass sie bald gedruckt vorliegen.

Amalie Föbel, Bayreuth

Rezensionen

Gerd Ahlers, *Weibliches Zisterziensertum im Mittelalter und seine Klöster in Niedersachsen* (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser 13). Berlin, Lukas-Verlag 2002.

Seit den 1980er Jahren findet in der Zisterziensenforschung eine Auseinandersetzung darüber statt, welche Haltung der Orden gegenüber Frauenklöstern im Mittelalter einnahm. Nach älterer Auffassung stand der Zisterzienserorden der Inkorporation (der formellen institutionellen Eingliederung) von Frauenkonventen ablehnend gegenüber. Dagegen setzte Brigitte Degler-Spengler mit großer Resonanz die These, die Zisterzienser hätten die Integration von Frauen im 12. Jahrhundert grundsätzlich gefördert und seien auch im 13. Jahrhundert inkorporationswillig gewesen. Dieser Ansatz wiederum wurde durch Studien von Franz Josef Felten und Gerd Ahlers dahingehend revidiert, dass die abweisende Haltung des Ordens eher fassbar sei als die von Degler-Spengler und anderen postulierte Offenheit. Gerd Ahlers geht in seiner Dissertation von der Beobachtung aus, dass die widersprüchlichen Grundsatzbeschlüsse und administrativen Massnahmen des Ordens aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die unterschiedlich konsequente Umsetzung von formulierten Normen und die individuellen Kontakte einzelner Frauenklöster zur Ordensorganisation keine eindeutige Einschätzung der Ordenshaltung erlauben. Er will im ersten Teil seiner Arbeit Kriterien aufstellen, die es ermöglichen sollen, die Beziehungen zwischen dem Zisterzienserorden und zisterziensischen Frauenkonventen generell zu klären und somit zu einer fundierten Beurteilung der Inkorporationspraxis zu kommen. Im zweiten Teil verfolgt er auf dieser Grundlage sein eigentliches Ziel, zwanzig Zisterzienserinnenklöster im Gebiet des heutigen Niedersachsen im Hinblick auf ihre Inkorporation oder Nichtinkorporation zu bestimmen und die jeweilige Form ihrer Zugehörigkeit zum Orden im politischen Kontext zu beleuchten. Es handelt sich dabei um die Klöster Rulle, Bersenbrück und Börstel (Diözese Osnabrück), Rinteln und Mariensee (Diözese Minden), Meerhusen, Neuenwalde, Lilienthal und Himmelpforten (Erzdiözese Bremen), Medingen (Diözese Verden), Wöltingerode, Neuwerk/Goslar, St. Crucis/Braunschweig, Wienhausen, Isenhagen und Demeburg (Diözese Hildesheim), Wiebrechtshausen, Osterode, Mariengarten und Höckelheim (Erzdiözese Mainz). Ahlers holt im ersten Teil seiner Studie zunächst weit aus, indem er grundsätzliche monastisch-klerikale Positionen, was den Umgang und das Zusammenleben mit Frauen betrifft, skizziert. Vor diesem Hintergrund markiert er die Einführung der Klausur in den zisterziensisch orientierten Gründungen von Frauengemeinschaften im 12. Jahrhundert als ein wesentliches Anliegen der Zisterzienser und der Klosterreformbewegung insgesamt. Er schildert die Organisationsstruktur der Frauenklöster Tart und Las Huelgas und setzt sich mit Degler-Spenglers Sichtweise auseinander, nach der diese Gründungen das Engagement der Zisterzienser gegenüber Frauenklöstern belegen (die Ambivalenz der Haltung Bernhards von Clairvaux hätte hier deutlicher herausgearbeitet werden können). Im umfangreichen Kapitel über die Inkorporationen von Frauenklöstern durch das Generalkapitel im 13. Jahrhundert zeigt Ahlers detailliert, dass der schwelende Konflikt mit dem Papsttum die Ordensleitung zu einem zweigleisigen, in sich widersprüchlich anmutenden Vorgehen veranlasste. Da die Inkorporation mit der Exemption von der Jurisdiktion und Aufsicht des zuständigen Bischofs einherging, wurde der Orden durch den Papst verpflichtet, die jurisdiktionelle und administrative Verantwortung sowie die Seelsorge für das jeweilige Kloster übernehmen. Die *cura monialium* allerdings wurde von seiten des Ordens als schwere Belastung empfunden, war doch damit ein Aufenthalt von Mönchen in Frauenklöstern verbunden. Um sich der *cura monialium* zu entledigen, bemühte sich der Orden, ein offizielles Inkorporationsverbot als ordensrechtliches Prinzip zu errichten und dafür die päpstliche Anerkennung zu erhalten. Zugleich musste er aber aktuellen Inkorporationsmandaten des Papstes nachkommen. Schritt für Schritt erreichte der Orden, dass das Inkorporationsverbot päpstlich approbiertes Ordensrecht wurde, wenngleich der Papst weiterhin von Fall zu Fall ein Inkorporationsmandat erlassen konnte. Zur Seelsorge wurden statt der Zisterziensermönche ordensfremde Geistliche in die Frauenklöster entsandt – eine Praxis, die zu vielfältigen Konflikten führte und nach Ahlers „wohl auch eine der Hauptursachen für den spirituellen Niedergang vieler weiblicher Ordensklöster im 14. und 15. Jahrhundert“ war. Als zum „ordo cisterciensis“ gehörig galten im Mittelalter auch zahlreiche Frauenklöster, die der Ordensorganisation nicht offiziell inkorporiert waren. Sie hatten nach Ahlers ebenso wie die inkorporierten Konvente ein Anrecht, die allgemeinen Privilegien der Zisterzienser zu genießen, waren also rechtlich gleichgestellt, „sofern ihnen eine zisterziensisch orientierte Form monastischen Lebens offiziell bescheinigt war“. Den damit verbundenen Anspruch auf Exemption von den Bischöfen konnten sie in der Praxis aber nicht umsetzen. Die zuständigen Bischöfe spielten als diejenigen, die die Exemption gewährten, bei der Frage von Inkorporation bzw. Nichtinkorporation eine entscheidende Rolle. Für den niedersächsischen Untersuchungsraum weist Ahlers darauf hin, dass die Bischöfe ihre Oberaufsicht gerade über jene Konvente wahrten, die an der Peripherie ihrer Diözese lagen und ihnen als Ausgangspunkte territorialer Politik jenseits der Stifts-

gebiete dienten. Nachrichten über bischöfliche Eingriffe in Klosterangelegenheiten dienen im zweiten Teil der Untersuchung, dem Verzeichnis niedersächsischer Zisterzienserinnenklöster, als ein wesentlicher Indikator dafür, dass ein Frauenkonvent nicht exempt und somit nicht inkorporiert war. Allein Lilienthal wird hier als ein dem Zisterzienserorden inkorporiertes Kloster identifiziert. Durch diesen Befund sieht Ahlers seine Annahme gestützt, „dass generell weder das Generalkapitel der Zisterzienser noch die zuständigen Bischöfe aus eigenem Antrieb für Ordensaffiliationen von Zisterzienserinnenkonventen agierten“ – ein Ergebnis, das, wie er selbst anregt, durch vergleichende regionale Untersuchungen überprüft werden müsste. Wie schon im Titel deutlich wird, ist es schwierig, eine allgemeine Studie über das Verhältnis des Zisterzienserordens zu Zisterzienserinnenklöstern mit einer regionalen Untersuchung zu einem einheitlichen Werk zusammenzuschweißen. Der in dieser Besprechung nur knapp gewürdigte instruktive Teil über die Klöster im Gebiet von Niedersachsen hätte sicher, mit einer entsprechenden Einleitung versehen, auch für sich stehen können (während die eher einführenden Kapitel des ersten Teils ein wenig breit geraten sind). Er zeigt mit seinen empirisch erhobenen Einzelbefunden einmal mehr, dass ein flächendeckender Entwurf noch nicht in Sicht ist.

Cordula Nolte, Wuppertal

Dominique Alibert u. Catherine de Firmas, *Les sociétés en Europe du milieu du VI^e à la fin du IX^e siècle*. Paris, CNED-SEDES 2002.

Jean Heuclin, Georges Jehel u. Philippe Racinet, *Questions d'histoire. Les sociétés en Europe du milieu du VI^e siècle à la fin du IX^e siècle*. Nantes, Éditions du temps 2002.

Zwei Bücher mit wörtlich gleichem Titel: Überrascht und neugierig greift man zu beiden und vergleicht natürlich nach der Lektüre. Der Plural „les sociétés“ ist doppelt zu verstehen, zum einen die Gesellschaften der westeuropäischen *regna* (Franken, Westgoten, Angelsachsen, Langobarden), zum anderen die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten von König und Adel bis zu den Bauern und Armen. Der kürzere Band von Alibert/Firmas bietet zunächst eine kurze Einführung in die Quellen, wobei auch Bildquellen und archäologische Zeugnisse berücksichtigt werden. Es folgt unter der Überschrift „Cadre général“ eine knappe chronologische und geographische Verortung und ein ganz knapper politikgeschichtlicher Überblick. Die sozialgeschichtliche Darstellung schildert die Menschen in ihren Tätigkeiten und den daraus jeweils folgenden gesellschaftlichen Bindungen und Beziehungen. Schon die Kapitelüberschriften („Prier – Combattre – Gouverner – Servir – Produire – Échanger – Concevoir – Vivre et mourir“) zeigen, dass es den Verfasserinnen um das konkrete Leben in der Gesellschaft geht, weniger um sozialgeschichtliche Theorien. Die lebendige Darstellung baut zahlreiche Quellenstellen ein (in französischer Übersetzung; leider ohne genaue Stellennachweise) und verweist stets auch auf neueste Forschungsliteratur; auch ohne Fußnoten liegt dennoch ein wissenschaftliches Buch vor. Die Auswahlbibliographie enthält immerhin auch vier (einigermaßen korrekt zitierte) deutsche Titel. Ein nützliches Namen- und Sachregister erschließt den Band, der als gut lesbare Einführung Studierenden nur empfohlen werden kann; eine deutsche Übersetzung schiene mir durchaus lohnend.

Das wesentlich ausführlichere Buch von Heuclin/Jehel/Racinet gibt sich gelehrter mit Fußnoten (wobei der einzige Verweis auf einen deutschen Autor, E. Ewig [123], völlig entstellt ist). Die einleitenden „Préliminaires“ beginnen auch hier mit einer knappen Quellenkunde; dabei sind die wenigen Angaben zu den schriftlichen Quellen wenig brauchbar (z. B. „M.G.H. t. I“), während die Ausführungen zu den archäologischen Quellen – mit einem lebhaften Appell zur Zusammenarbeit von Archäologie und Geschichtswissenschaft – überzeugen. Das ganze Buch stellt sich dieser Herausforderung und ist wirklich interdisziplinär gearbeitet. Ein kurzer Überblick über die politische Entwicklung des Westens seit dem vierten Jahrhundert beschließt den einleitenden Teil. Der Hauptteil ist chronologisch in drei Kapitel gegliedert: „Les sociétés occidentales de 550 à 687“ – „Sociétés et pouvoirs (687-751)“ – „L'ordre carolingien“. Nach Skizzierung der politischen Verhältnisse folgen jeweils Ausführungen zu allen Schichten und Gruppen der Gesellschaft. Ein besonderes Interesse der Autoren gilt dabei dem ländlichen Raum und der Besiedlung; so wird z. B. ausführlich die historische und archäologische Forschung zur spätantiken *villa* und zur Entstehung des mittelalterlichen Dorfes diskutiert (76–100). Aber auch die jüngste lebhafteste Diskussion um die Entstehung des Lehnswesens (S. Reynolds, E. Magnou-Nortier) wird sachkundig und engagiert erörtert („Révolution féodale“ ou évolution progressive?“ 332–342). Auch in diesem Band werden immer wieder längere, übersetzte Quellenauszüge eingefügt (auch hier leider ohne jeden Editions Hinweis); zusätzlich bietet ein Anhang übersetzte Auszüge aus germanischen Volksrechten und Kapitularien. Die kurze pessimistische Conclusio „L'impossible mutation des sociétés occidentales“ stellt nochmals die wichtige Rolle archäologischer Funde heraus und warnt vor „des interprétations sociologiques trop intellectualisées“ (344). Eine Zeittafel und eine Auswahlbibliographie beschließen den Band; ein Register vermisst man. Ein gelehrtes, engagiert geschriebenes Buch, das allerdings durch

zahlreiche Wiederholungen und ärgerliche Ungenauigkeiten (lateinische Zitate!) die Freude an der Lektüre etwas beeinträchtigt; zur ersten Einführung ist es weniger zu empfehlen.

Ulrich Nomm, Koblenz Bonn

Frank M. Ausbüttel, *Theoderich der Große. Der Germane auf dem Kaiserthron*. Darmstadt, WBG 2003.

Der Primus-Verlag hat eine neue Reihe mit Monographien – herausgegeben von Manfred Claus – zu bedeutenden Persönlichkeiten der Antike eröffnet, in der nicht weniger als 25 Biographien (von Hatschepsut bis Justinian) erscheinen werden. In einem der ersten Bände stellt Frank M. Ausbüttel das Leben des legendären, aber auch umstrittenen Ostgotenkönigs Theoderich des Großen auf 191 Seiten (mit 26 s.w.-Abbildungen) vor. Bereits in der Einleitung weist der Vf. auf die exzeptionelle Stellung Theoderichs hin, der als erster König einer germanischsprachigen Gens große Teile des weströmischen Reiches wie ein Kaiser beherrschen konnte, freilich ohne sich diesen Titel anzumaßen. Als herausragendes Ereignis ist der Rombesuch Theoderichs im Jahre 500, anlässlich seines dreißigjährigen Regierungsjubiläums, zu werten, dessen Verlauf programmatisch die Politik des Ostgoten verdeutlicht, einen Ausgleich zwischen Römern und Goten. Die Biographie beginnt mit Herkunft und Jugend – als Geburtsjahr wird das Jahr 453 angenommen –, die Theoderich als Geisel in Byzanz verbrachte, wo er eine umfangreiche Ausbildung erhielt und bald die Gunst des oströmischen Kaisers Zeno gewinnen konnte. Nach seiner Rückkehr zu den auf dem Balkan siedelnden Goten verschlechterte sich sein Verhältnis zum Kaiser aber zusehends und angesichts schier endloser Konflikte mit Byzanz sowie seinem Namensvetter Theoderich (Strabo) – gerade in dieser Auseinandersetzung wird deutlich, dass die Konfliktlinien in der Völkerwanderungszeit nicht ausschließlich zwischen „Germanen“ und „Römern“ verliefen, sondern dass ebenso häufig etwa Goten gegen Goten standen, – entschloss sich Theoderich, nach Italien zu ziehen. Nachdem er den Skiren Odoaker eigenhändig getötet hatte, unterstellte er sich zwar formal dem oströmischen Kaiser, trat aber de facto die Nachfolge der weströmischen Kaiser an. Erst nach langwierigen Verhandlungen wurde ihm durch Anastasius und die Verleihung der kaiserlichen Insignien schließlich auch die formale Anerkennung zuteil. Über mehr als drei Jahrzehnte stellte das Ostgotenreich unter Theoderich, dem es durch verschiedene kluge Heiratsverbindungen gelang, ein weitungspannendes Bündnisssystem mit anderen Machthabern zu schaffen, eine Vormacht unter den Nachfolgereichen auf dem Boden des früheren weströmischen Imperium dar. Die verschiedenen Stationen, die zur Herrschaft Theoderichs führten, seine Religiosität und seine vom Laurentinianischen und Akakianischen Schisma geprägte Haltung gegenüber der katholischen Kirche und den Juden, aber auch innenpolitische Fragen, wie beispielsweise der Prozess gegen Boëthius, werden ebenso geschildert wie sein außenpolitisches und militärisches Vorgehen. Zum Königssitz erkor Theoderich Ravenna, wo man noch heute sein einzigartiges Mausoleum bewundern kann. Abbildungen seines Hofstaates wurden nach seinem Tod aus den Mosaiken der Basiliken entfernt, eine Folge des als Häresie verurteilten arianischen Bekenntnisses der Ostgoten. Das letzte Kapitel widmet der Vf. den bald auf Theoderichs Tod folgenden Niedergang der Ostgotenherrschaft in Italien sowie den wechselnden Bewertungen seiner politischen Leistungen durch spätere Herrscher und moderne Historiker. Schließlich darf auch ein kurzer Blick auf die Dietrich-Sage, in der das Leben Theoderichs legendär ausgeschmückt wurde und ihm damit eine außergewöhnliche Berühmtheit verschaffte, nicht fehlen. Ein knappes Verzeichnis mit einer repräsentativen Auswahl an Forschungsliteratur sowie Anmerkungen und Register runden den Band ab. Positiv ist insbesondere zu werten, dass der Vf. dem Leser ausführliche Quellenzitate – selbstverständlich ins Deutsche übersetzt – an die Hand gibt, und so einen Eindruck von der zeitgenössischen Perspektive vermitteln kann. Dennoch reichen die spätantiken und frühmittelalterlichen Zeugnisse natürlich nicht aus, um eine Biographie im modernen Sinn zu schreiben – wie der Vf. auch im Vorwort selbst einräumt –, so dass der Band eher als Geschichte der Zeit Theoderichs des Großen zu werten ist denn in erster Linie als Lebensbeschreibung dieser für die Völkerwanderungszeit so bedeutenden Persönlichkeit. In einem Wort: Kompetent und quellennah geschrieben und gerade auch für Laien verständlich, ist diese am modernen Wissenschaftsstand orientierte Theoderich-Biographie (seit dem Werk Wilhelm Ensslins ist mehr als ein halbes Jahrhundert verstrichen) ein gelungener Auftakt der Reihe und weckt beim Leser hohe Erwartungen auf die folgenden Bände der ‚Gestalten der Antike‘.

Guido M. Berndt, Paderborn

Karen Eva Carr, *From Vandals To Visigoths. Rural Settlement Patterns In Early Medieval Spain*. Ann Arbor, UMP 2002.

The present Ph. D. study of Karen Eva Carr analyses the evolution of rural settlements in southern Spain from the fourth to the seventh centuries attempting to give an historical explanation for the transformation such settlements underwent, which in turn produced a dramatic drop in the standard of living of their inhabitants. Carr takes as a ba-

sis of study the Guadalquivir River valley in the Roman province of Baetica in modern Andalucía. This area is particularly rich in archaeological data thanks to the extensive surface survey carried out between 1960 and 1990 by Michel Ponsich and published in four volumes as *Implantation rurale antique sur le Bas-Guadalquivir 1974-1991*. The abundance of presses, basins and amphorae kilns on the sites documented by Ponsich confirms what is already known from textual evidence: that Baetica and specially the Roman-period Guadalquivir was characterized by the production of olive oil in enormous quantities. The reanalysis of the late antique ceramic (and specifically African Red Slip pottery) published by Ponsich in the light of more advanced knowledge of these materials (based mainly on the classifications of J.W. Hayes) allows the author to go beyond Ponsich's 4th c. dates, and thus to suggest a longer occupation on many sites than had been proposed by the French researcher. This study of evolution of rural settlement patterns on the Guadalquivir valley permits Carr to point out a number of trends: a clear reduction in the number of small settlements from the fourth century onwards, as well as a reduction in the survival of larger sites (82); the number of presses, basins and amphorae kilns decreased in the fifth century but rose in the sixth. These numbers reflect the demise of the centralized olive production industry followed by a decentralization of small scale production (88-89); a tendency to move from the plains of the Guadalquivir valley to sites located on hilltops (141-142); a transformation in the characteristics of the settlements towards smaller and simpler buildings made of perishable materials. These buildings lacked the decorative elements which characterized the preceding phases like wall revetments, marble or mosaics floors, and statues (183); changes in the economy of the settlements with an increase in cattle ranching (128). These statements are of great significance because they permit a more articulate comparison of settlement patterns in southern Hispania with those in other regions. Indeed, the mass of studies published in the past years on the rural landscape in late antiquity have documented similar patterns. The interpretation of these statements is however full of out-dated assumptions, simplistic statements and the whole book contains a variety of mistakes. The main thesis of the author is that the decline of rural settlements and their inhabitants in southern Hispania was mainly due to the effects of Vandal and Visigothic invasions. These incursions led to the end of Roman power, which in turn provoked a crisis in the cities and the interruption of Baetican oil exports. The collapse of the oil industry in turn caused a major employment crisis (82) and thus the impoverishment of the „rural poor“ evidenced by the decline in settlements and the reduction of their quality of life. However it is quite clear that Baetican oil production had been declining from the late 2nd c. with the rise of N. African exports. First, it is clear that the end of the massive production and exportation of Baetican oil did have a negative effect on the economy of local estates. It is far more difficult to state how this economic change affected the „rural poor“. That is to say, nowhere in the book does Carr discuss the critical question of how the reduction of sites and industrial installations reflect the increasing impoverishment of the poor, and not simply a change in the strategies of production of the rural elite. While the main interest of the author is the „rural poor,“ she never defines this group. Were they the farmers of the Guadalquivir valley, the men who worked on the oil production centers, or the inhabitants of the villas? How did these different subsections of the population differ from one another? What was their juridical status? Did the rural poor include small proprietors, *coloni*, or slaves? The author provides no discussion of management structures, the economic and social relations between land-owner and rural estate workers or tenants, or the socio-legal status of the inhabitants of the farms she is studying. Such a discussion must form the basis of any study on the transformations of the rural population in this period. Even her knowledge of Spanish research seems quite limited. From the important recent studies carried out in different parts of the Peninsula, she only quotes the Anglo-Catalan surveys on the *Ager Tarraconensis*. Her comparisons between late antique Baetica and the end of the Mycenaean period in Greece, however, thus seem even more out of place. No better are her references to Spanish and European historical works. Apart from a heavy reliance on J. M^o Blázquez and L.A. García Moreno she ignores much of the current Spanish historical research of the last decade, including J. Arce, G. Ripoll, P.C. Díaz, S. Gutiérrez, L. Caballero or I. Velázquez to mention only the most prominent specialists. In sum, Carr's interpretation of the transformation of settlements is wholly unsupported. Although our knowledge of the affects of the Vandalic invasions in southern Hispania is very fragmentary, all modern researchers agree that these people remained in Hispania only a short time. Furthermore, the permanent settlement of these same Vandals in North Africa seems to have no negative affect on African oil production, raising the question of how it could have proved so catastrophic in Hispania. Most troubling is her ignorance of current work on invasion and settlement, made clear by blanket statements such as „no formal arrangement was made either with Rome or with the local aristocracy“ (26) about the way Sueves, Vandals and Alans settled in the Peninsula. This issue remains one of the most contentious in recent scholarship on the 5th c. and yet nowhere is the bibliography pertaining to this debate cited or discussed. Similarly problematic is her statement that „when the news of the accession of Diocletian to the throne of the Roman Empire in 284 reached the province of Baetica... the residents of the Guadalquivir valley were still rebuilding the houses and cities de-

stroyed in the frankish invasion of 260." (21). The *francorum gentes* invaded Spain in the time of the emperor Gallienus and probably sacked *Tarraco* after which some travelled to Africa while other remained in *Hispania* for twelve years (Aurelius Victor, 33, 3). Their main area of action was thus the East of the *Tarraconensis* – where very little evidence of destruction has been found, and not the *Baetica*. Carr also uses the old model of the ruralization of the Roman elite during late antiquity to posit an impoverishment of the „poor“ caused by intramural burials. Carr claims that „as normal municipal government gradually ceased to function many aristocrats left the cities to live on their estates in the country“ (20). „The aristocrats soon abandoned the cities and moved to a live simpler but more secure life on their isolated and fortified states. Imperial careers had vanished from the west and positions at court were open mainly to vandals“ (130). Once more Carr reveals her ignorance of the mass of studies which in the last decades have treated the subject, concluding that that the cities suffered dramatic changes in their topography, but that the urban elite continued to occupy the cities and the cities in turn, continued to be administrative and spiritual centers.

Alexandra Chavarria, Barcelona

Rosemarie Deist, *Gender and Power. Counsellors and their Masters in Antiquity and Medieval Courtly Romance* (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte). Heidelberg, Winter 2003.

Guter Rat ist teuer. Und so wird das Urteil von Beratern heute ebenso geschätzt und belohnt wie im Mittelalter. Über die Bedeutung des Ratgebers im mittelalterlichen Herrschaftssystem ist in jüngster Zeit viel nachgedacht worden. Daran schließt Rosemarie Deist mit ihrer Untersuchung über Macht, Gender und das Verhältnis von Ratgebern und Herrschern in der Antike und im höfischen Roman des Mittelalters an. Allerdings geht es ihr weniger um die kulturhistorische Bedeutung von Rat und Hilfe als vielmehr um die erzähltechnische Funktion. Denn Rat und Hilfe für Entscheidungen des Herrschers lösen Handlungen aus. „Counsel in romance is thus an important impetus to action“ (16). Das wird besonders deutlich an der Ratgeberin, die sie als literarische Figur herausstellt. Die Wurzeln dieser Tradition der Vertrauten, der Confidante, sucht sie in der Antike, in Werken von Euripides, Ovid und Vergil. Ihre Spur findet sie in antikisierenden oder arthurischen Werken bei Chrétiens de Troyes, Gottfried von Straßburg und bei Wolfram von Eschenbach, bei Autoren, die die Figur der Ratgeberin wieder entdecken. Über die literarische Figur der Vertrauten, die die Handlung an entscheidenden Punkten vorantreibt und, wie Deist sagt, neben Ritter und Dame eine dritte allgegenwärtige Figur im mittelalterlichen Roman ist, erschließt sie eine weitere Ratgeberfunktion für die Forschung. So lässt sich der Roman von ‚Erec et Enide‘ aus der Perspektive der Vertrauten Enide beinahe als Ratgeberroman lesen, was zu überraschenden Einblicken in das viel besprochenen Werk führt. Überhaupt gelangt es Deist, die Vielzahl der Ratbertypen und Funktionen darzustellen. Dazu gehören „Daughters“, „Companions in Love“ und „Mothers“. Auch die Bedeutung von Rang, Macht und Gender bei Rat und Hilfe wird deutlich. Durch die literarische Verwendung von Rat und Ratgebern erfahren wir viel über die Absicht der Texte – etwa über die Entwicklung des Helden, über Werte und adlige Verhaltensweisen. „Ideals and modes of conduct for aristocratic men and women are communicated to the audience through counsellors. The counsellor is the poetic vehicle who crosses gender lines and forwards a social message“ (230). Eine Eigenart der Ratgeberin ist die, dass sie die Persönlichkeit des Helden formt. „Female advisor figures thus illuminate new emotional capacities in men“ (231). Rat unter Männern steht dagegen im Kontext von Macht, Herrschaft und Gewalt. Hier geht es um die adlige Freundschaft als politisches und friedensstiftendes Bündnis und um Treue. Die Autorin beschreibt in ihrem Kapitel über den Rat unter Männern die Einrichtung von Hilfe und Rat, die Rolle der Vavasseurs und Prodomes und den rategebenden Vater als literarische Figur. Alles in allem ist dieser fachübergreifende Ansatz eine wichtige Studie zu Rat und Hilfe und ihrer Funktion in der Literatur des Mittelalters. Eine Einrichtung, die auch heute noch bestens funktioniert.

Heiko Fiedler-Rauer, Berlin

Deborah Mauskopf Deliyannis (Hg.), *Historiography in the Middle Ages*. Leiden/Boston, Brill 2003.

Ein lesbarer und kompakter Überblick über die (gesamte) mittelalterliche Historiographie war zweifellos ein desiderat, und so ist der Herausgeberin erst einmal für diese Initiative zu danken. In zwei Großabschnitten (Frühmittelalter; Hoch- und Spätmittelalter) informieren elf Autoren in zwölf Beiträgen über einzelne Genera der Geschichtsschreibung: Universalgeschichte / Weltchroniken (300–1000: *Michael I. Allen*; Spät-MA: *Rolf Sprandel*), Volks- und Nationalgeschichte (500–1000: *Joaquin Martinez Pizarro*; Hoch- und Spät-MA: *Norbert Kersken*), Lokal- und Institutionsgeschichte (300–1000: *Michel Sot*; Spät-MA: *Bert Roest*) und Biographie (Früh-MA: *Thomas J. Heffernan*; 1000–1350: *Michael Goodich*), zum späteren Mittelalter ferner über Dynastische Geschichte (*Leah Shopkow*), Zeitgeschichte und Augenzeugenberichte (*Peter Ainsworth*), Stadtgeschichte in Westeuropa (*Augusto*

Vasina) sowie Legendäre Geschichte (Peter Ainsworth). Dass eine gattungsgeschichtliche Trennung und Gliederung nicht unproblematisch ist, ist den meisten Autoren bewusst, wird aber durch das entworfene Gesamtbild ausgeglichen. Unter „institutioneller Geschichte“ wird hier im engen Sinn Kirchengeschichte verstanden; letztlich ist aber fast alle Historiographie institutionell verankert. Shopkov etwa stellt zu Recht fest, dass dynastische, dem adeligen Familienbewusstsein entspringende Hausgeschichten und Territorialgeschichten sich kaum klar voneinander abgrenzen lassen (wobei mir das zweite Element das weitaus entscheidendere zu sein scheint). Nicht unbedingt zu rechtfertigen ist das Übergewicht des Spätmittelalters (fünf Achtel des Bandes); Zeitgeschichten und Legendäre Geschichte gab es auch in früheren Zeiten; die Annalistik fehlt ganz, und nicht alle Beiträge decken den gesamten Zeitraum ab. In einem Sammelband zwangsläufig unterschiedlich sind auch innere Struktur und Vorgehensweise: Einige Abschnitte fassen – mit Beispielen – strukturell nach Typen zusammen (wie Sot oder Heffernan), andere geben einen breiten, notgedrungen knappen Überblick über viele Werke in allen Regionen (wie Kersken), manche besprechen die einzelnen Werke – eventuell geographisch oder strukturell gegliedert – nacheinander (wie Martinez, Sprandel oder Goodich), einige beschränken sich auf die lateinischen, andere schließen volkssprachige Werke ein. Schließlich konzentrieren sich einige Autoren auffällig auf ihre Spezialgebiete (etwa Shopkov auf Nordfrankreich/Normandie, Ainsworth auf Froissart und Frankreich, Vasina weitgehend auf Italien, mit einem Abschnitt über „The Rest of Europe“). Nur einige Beiträge gehen auch näher auf die Forschungsgeschichte und auf Forschungsdefizite ein (vorbildlich ist hier Bert Roest), und bei weitem nicht überall ist die internationale Forschung gebührend berücksichtigt. Solche Begrenzungen schränken den Wert des Bandes naturgemäß ein, der nur bedingt einen Überblick über die mittelalterliche Historiographie bieten kann. Ist man sich solcher Lücken und Beschränkungen aber bewusst, dann liegt hier insgesamt ein brauchbarer und in weiten Teilen gut lesbarer Einblick vor, vor allem dort, wo die Autoren (wie Sot oder Roest) sich bemühen, Entwicklungslinien aufzuzeigen und exemplarisch die Eigenarten der einzelnen Gattungen herauszustellen.

Hans-Werner Goetz, Hamburg

Bonnie Effros, *Caring for Body and Soul. Burial and the Afterlife in the Merovingian World*. Pennsylvania, Pennsylvania State University Press 2002

In einer breit angelegten Studie beschäftigt sich die Autorin mit den Bestattungsbräuchen im merowingerzeitlichen Gallien des 5. bis 8. Jahrhunderts. Dabei liegt ihr Fokus besonders auf den in diesem Zeitraum zu beobachtenden Veränderungen: Die Versorgung der Toten betreffend, erlebten Spätantike bzw. frühes Mittelalter einen Wechsel von der Niederlegung der Verstorbenen mitsamt ihrer Ausstattung und Beigaben auf Gräberfeldern unter Ausführung bestimmter Bestattungsrituale hin zu einem von Geistlichen dominierten Begräbnis bei Kirchen unter Vollzug von Gebeten, Gesängen sowie der Memoria der Toten im Rahmen von Messfeiern. Für Effros bedeuten sowohl ersteres (d. h. die dem Wirtschaftskreislauf entzogenen Beigaben und Ausstattung des Toten, wie die auf den Gräberfeldern geübten Zeremonien) als auch die christlichen Bestattungsbräuche zuvorderst die Darstellung von Macht und Einfluss der Familie des Verstorbenen, die Definition der Rolle der Familie in der Gesellschaft der Lebenden und der Toten. Dabei gelten vor allem Heiligengräber als ritueller Fokus einer christlichen Gemeinde, da sie als Teile eines wichtigen Netzwerkes der Eliten der frühmittelalterlichen Königreiche Westeuropas fungieren. Die sich im frühen Mittelalter vollziehenden Veränderungen sind nach Ansicht der Autorin jedoch nicht mit der verstärkten Durchdringung der Bevölkerung durch das Christentum in dieser Zeit zu erklären. Vielmehr – so die der Studie zugrunde liegende These – ermöglichten Geistliche, die sich nunmehr als Vermittler zwischen Diesseits und Jenseits etablieren, mittels des Vollzugs neuer bzw. veränderter Begräbniszeremonien den bestattenden Familien unvermindert, ihren Status und ihre Identität für die Außenwelt zu manifestieren. Die Autorin leitet ihre Vermutung vor allem aus der Beobachtung ab, dass ein Verbot der Bestattung auf Gräberfeldern mitsamt der mutmaßlich dort geübten Rituale und Beigabensitte durch geistliche Instanzen in den Schriftquellen nicht nachzuweisen ist. Effros breitet in einem groß angelegten Überblick ein reiches Quellenspektrum aus, wobei ein Schwerpunkt auf den Schriftzeugnissen (neben hagiographischer Literatur u. a. auch Gesetzestexte und Testamente, Poenitentiale, Klosterregeln, Sakramentare, aber auch Inschriftenmaterial) liegt: Auf die Betrachtung des Symbolgehaltes der Kleidung der Verstorbenen folgt ein Kapitel zu Friedhöfen und Beigaben im Rahmen säkularer und klerikaler gesetzlicher Bestimmungen. Das dritte Kapitel widmet sich der oberirdischen Kennzeichnung der Bestattungen. Das vierte Kapitel beleuchtet den Einfluss von Theologie und Liturgie auf die christlichen Jenseitsvorstellungen der Zeit, während der fünfte Abschnitt den Ablauf eines christlichen Begräbnisses beginnend mit dem Sterbeprozess bis hin zur Durchführung von Gedenkmessen für die Verstorbenen zur Errettung deren Seelenheils in den Mittelpunkt stellt. Im letzten Kapitel gibt die Autorin unter der Überschrift „Austausch zwischen den Lebenden und den Toten“ eine Zusammenfassung ihrer Thesen. Die Grenzen ihrer Untersuchung sieht auch die Autorin kritisch: Oftmals entnäh-

me man unterschiedlichen Quellengruppen sich widersprechende Angaben, was für manche von ihnen – beispielsweise im Falle des Nicht-Verbotes der Beigabensitte durch die Geistlichkeit – wohl vor allem der Tatsache zuzuschreiben ist, dass die Schriftquellen hauptsächlich dem Umfeld der gallo-römischen „kosmopolitischen“ Zentren südlich der Loire entstammen, während die zu Rate gezogenen Gräberfelder eher in der Region nördlich davon zu suchen sind. Kritisch sei zu der die mögliche Regionalität mancher Phänomene vernachlässigenden, großräumigen Betrachtung des Quellenmaterials durch die Autorin noch angemerkt, dass zu bestimmten Themen (wie etwa die Grabbeigaben oder den Schutz gegen Grabraub betreffend) in weiten Teilen Belege von Gegenden außerhalb des Untersuchungsgebietes herangezogen werden.

Christiane Ruhmann, Paderborn

Bonnie Effros, Creating Community with Food and Drink in Merovingian Gaul (The New Middle Ages). New York, Palgrave Macmillan 2002.

In der verdienstvollen Reihe mit Monographien und Sammelbänden zu „transdisciplinary studies of medieval culture“ widmet sich Effros der Rolle von gemeinsamem Essen und Trinken als sozialem Phänomen, sei es als symbolischer Ausdruck von *caritas* und Gastfreundschaft – ggf. auch zur Verdeutlichung der gesellschaftlichen Stellung –, sei es als Gemeinschaft konstituierender und bekräftigender oder auch gefährdender Akt. Der einleitende Überblick über die bisherige Forschung (mit erfreulicher Berücksichtigung auch zahlreicher deutscher und französischer Arbeiten) macht deutlich, dass das Thema nicht ganz neu ist; dennoch bietet der Band für die Merowingerzeit nicht nur eine gelungene Zusammenfassung des Forschungsstandes, sondern vermag manche schon öfter behandelte Quellenstelle genauer zu deuten und Einzelprobleme zu vertiefen. Das erste Kapitel behandelt die rituelle Bedeutung festlicher Bewirtung für die Formierung christlicher Gemeinschaften. Dabei wird an zahlreichen Beispielen deutlich, wie ursprünglich heidnische Ess- und Trinkrituale voll in christliche Gewohnheiten integriert wurden; *convivia* waren nicht per se verdammenswert! Allerdings sollten Christen keine Speisegemeinschaft mit Juden und Häretikern halten. Im zweiten Kapitel geht es um Ess- und Trinkrituale als Ausdruck klerikaler Identität. Insbesondere die Bischöfe als faktische Stadtherren waren zur Teilnahme an festlichen Gastmählern verpflichtet, ja, sie veranstalteten und finanzierten sogar solche Bankette, um ihre Reputation zu stärken. In den Frauenklöstern (Kapitel 3) wurde der Gegensatz zwischen strengem Fastengebot und Pflicht zur Gastfreundschaft ein größeres Problem; Caesarius von Arles hatte in seiner Nonnenregel die Veranstaltung von *convivia* strikt untersagt. An farbigen Beispielen (ausführlich am Streit in Radegundes Heiligkreuz-Kloster in Poitiers) zeichnet Effros die Auseinandersetzungen darüber nach. Das vierte Kapitel führt in einen ganz anderen Bereich, die Rolle von Fasten und Speisen in der Heilkunst. Dabei wird vor allem die Nachwirkung von Anthimius' Diät-Traktat *De observatione ciborum* (in einem Brief König Theuderichs I. nach 511) untersucht. Das ausführliche letzte Kapitel schließlich gilt dem Forschungsschwerpunkt der Autorin, dem Totenkult und Begräbniswesen der Merowingerzeit, hier jetzt speziell den diversen Formen von *convivia* bei der Beerdigung und auch später am Grab zur Stärkung der Memoria. Von Bischöfen immer wieder angeprangert, in der Gesetzgebung besonders des 6. Jahrhunderts mit Verboten belegt, waren die Totenmäher dennoch kaum zu verhindern. Besonders aufschlussreich sind Effros mit einigen Abbildungen versehene Ausführungen zur schwierigen Interpretation der aufgefundenen Grabbeigaben von Ess- und Trinkgefäßen (z. T. sogar mit nachgewiesenen Resten von Speisen und Getränken) und Tierresten sowie von Feuerspuren in Grabstätten; hier sieht die Vf. denn auch besonderen Bedarf an weiterer interdisziplinärer Forschung. Ein kurzer, die Ergebnisse zusammenfassender „Epilogue“, ein ausführlicher Anmerkungsteil, eine nützliche Auswahlbibliographie und ein kombinierter Namen- und Sachindex beschließen das anregende Buch.

Ulrich Nonn, Koblenz/Bonn

Bettina Emmerich, Geiz und Gerechtigkeit. Ökonomisches Denken im frühen Mittelalter (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 168). Stuttgart, Steiner 2004.

Die Wirtschaft des frühen Mittelalters lässt sich nicht allein aus vermeintlich zeitlosen Theorien der modernen Wirtschaftswissenschaften erklären, denn die ökonomischen Transaktionen waren in soziale, moralische und religiöse Deutungsmuster der Welt eingebettet, die den „Wirtschaftsstil“ (27) als Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ausmachten. Es geht Emmerich also vor allem um Vorstellungsgeschichte auf der Grundlage hauptsächlich moraltheologischer und normativer Quellen der karolingischen Zeit. Ausgangspunkt ist die klösterliche Grundherrschaft, die wesentlich nach erwerbswirtschaftlichen Gesichtspunkten organisiert war und durch Innovationen – vor allem Verschriftlichung – optimiert wurde. Doch war die klösterliche Wirtschaft nach Emmerich eine vom Gedanken der Gerechtigkeit geleitete Sonderform, gebunden an das rechte Maß des Profits und dessen Umverteilung nach moralischen und sozialen Gesichtspunkten. – Als Grundlage der frühmittelalterlichen Transaktion

nimmt Emmerich den Gabentausch an. Mit diesem Befund wird die begriffsgeschichtliche Erkenntnis einer in Bußbüchern und anderen moralischen Texten sichtbaren, frühmittelalterlichen Neudefinition von *avaritia* verknüpft, in denen jenes Übel zunehmend als sozial statt als dämonisch betrachtet wurde. Die Auffassung von Habsucht als Bedrohung des gottgewollten Zusammenlebens, so Emmerich weiter, rief die karolingischen Herrscher in ihrem Bestreben auf den Plan, durch Normierung das Rechte vom Falschen in der Gesellschaft zu scheiden: In den Höchstpreis-Festsetzungen der Kapitularien ist der Schutz des Schwächeren im öffentlichen Kommunikationsraum des Marktes zu sehen, die Neuordnung des Münz-, Maß- und Gewichtswesens schuf reichsweit einheitliche Referenzen zur Abschätzung des *iustum pretium* – ein Kernbegriff karolingischen Wirtschaftsdenkens. Emmerichs Argumentation bündelt eine Vielzahl aktueller Forschungsansätze und überzeugt in den Aussagen, auch wenn sich doch Anachronismen einschleichen („Sozialbindung des Eigentums“ für bestimmte Einschränkungen der Bodennutzung in der Rechtsform der Gewere, 80): Letztlich sind die Interpretationsansätze der modernen Mediävistik ebenso zeitgebunden wie die der Wirtschaftswissenschaften. Nicht überzeugen können die geldgeschichtlichen Teile, was weniger in angeblicher „Hilflosigkeit“ (185) der – lückenhaft erfassten – Forschung als an einem für die numismatischen Quellen deutlich zurückgefahrenen methodischen Instrumentarium der Autorin gründet. Schließlich stellt sich die prinzipielle Frage, inwieweit das überzeugend rekonstruierte ökonomische Denken des kirchlichen Sondersektors der Wirtschaft und der normierenden vorstaatlichen Autorität mit der Denkweise anderer Händler und Produzenten übereinstimmte, deren Weltdeutung zwar auch allumfassend religiös-moralisch war, die den Zwängen ertragsorientierten Wirtschaftens aber stärker ausgesetzt waren, insbesondere wenn die ebenso effiziente wie gebundene Klosterwirtschaft zur systematischen Unterschreitung der Marktpreise verpflichtet war, um der Versuchung der Habgier zu begegnen. Insofern geht der Titel der Studie über den tatsächlich abgehandelten Gegenstand hinaus. Das ökonomische Denken derjenigen, die keine Stimme in den Quellen fanden, aber 945 in Mantua bereits als *conventus civium* den Wert der dort geschlagenen Münze, ihres Transaktionsmediums, bestimmten (DLothar II., ed. Schiapparelli, Nr. 1), bleibt ungeklärt.

Holger Berwinkcl, Marburg

Erwin Gatz unter Mitwirkung von Clemens Brodkorb (Hg.), *Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448. Ein biographisches Lexikon*. Berlin, Duncker & Humblot, 2001.

Mit dem Abschluss dieses Bandes hat der renommierte Kirchenhistoriker Erwin Gatz, Rektor des „Campo Santo Teutonico“ im Vatikan und Geschäftsführender Direktor des „Römischen Instituts der Görresgesellschaft“, zweifellos eine Meisterleistung vollbracht. Seit 1978 hatte er in der ihm eigenen Sorgfältigkeit systematisch sein ambitioniertes Konzept verfolgt und schließlich vollends realisiert: Sämtliche Bischöfe in den deutschsprachigen Ländern (1785/1803 – 1945) bzw. im Heiligen Römischen Reich (1198 – 1803) biographisch vorzustellen. Trotz der nicht unproblematischen Genese des Gesamtwerkes (vgl. dazu E. Gatz in: *Römische Quartalschrift* 95, 2000, 1–19) konnten seit 1983 fünf Bände recht zügig erscheinen, darunter 1996 mit 125 Porträts „Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648“ und schließlich im Jahr 2001 der jetzt vorliegende Band. Überdies erschien noch 2002 ein Ergänzungsband, der in 546 Lebensbildern die Bischöfe der deutschsprachigen Länder von 1945 bis 2001 umfasst. Eine beeindruckende Gesamtleistung, die höchste Anerkennung verdient. Uneingeschränktes Lob verdient auch der vorliegende, vornehmlich die interdisziplinär orientierten Mediävisten interessierende Band. Denn was hier geboten wird, ist quantitativ wie qualitativ höchst beeindruckend, werden doch sämtliche Bischöfe aller 1198 bis 1448 zum Reich gehörenden Bistümer erfasst. Die lateinischen Namen der behandelten Diözesen werden ebenso in einem separaten Register benutzerfreundlich angeführt (CLXXXIX – CXC1) wie – in alphabetischer Reihenfolge – die behandelten Personen. Der Benutzer muss also nicht von vornherein wissen, zu welcher Diözese welche Person gehört, sondern findet die entsprechenden Verweise im Register. Innerhalb der ebenfalls alphabetisch geordneten Bistümer, deren jeweilige Geschichte zu Beginn kurz skizziert wird (dazu jetzt auch Erwin Gatz (Hg.): *Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches. Von ihren Anfängen bis zur Säkularisation*. Unter Mitwirkung von Clemens Brodkorb und Helmut Flachenecker, Freiburg 2003) sind sodann die Personen in chronologischer Reihenfolge aufgeführt. Die Lebensbeschreibungen folgen dabei einem bestimmten idealen Muster: Nach dem vollen Namen, dem Geburtsdatum und dem Geburtsort, den Namen und der Stellung der Eltern und der Zahl der Geschwister werden Ausbildungsgang, der Tag der Priesterweihe, Benefizien und Ämter sowie der Tag der Wahl bzw. Nomination zum Bischof sowie der päpstlichen Bestätigung bzw. Verleihung und der Inbesitznahme des Bistums, der Konsekration und der Verleihung der Regalien genannt. Verzeichnet sind überdies die Daten eventueller Translationen und Besitzergreifungen, möglicherweise auch der Resignation, der Todestag und der Beisetzungsort. Abschließend wird der jeweilige Bischof „im Rahmen der entsprechenden Diözesan-, Landes- und der allgemeinen Kirchengeschichte“ präzise dargestellt und prägnant gewürdigt. Sorgfältig ausgewählte Literaturhin-

weise schließen die jeweiligen Biogramme ab. Verfasst sind diese Artikel von über fünfzig international bekannten Fachleuten auf ihrem Gebiet der Kirchen-, Landes- und Regentengeschichte. Beigefügt ist eine mit kluger Erklärung vom Herausgeber versehene Übersichtskarte der „Kirche im Heiligen Römischen Reich um 1400“ (923) sowie ein umfassendes Verzeichnis der damaligen Regenten (907–922): Aufgeführt werden Päpste, deutsche Könige und Kaiser, französische Könige, polnische Herzöge und Könige, ungarische Könige, die Pfalzgrafen bei Rhein (Kurfürstentum Pfalz), die Regenten der Markgrafschaft und des Kurfürstentums Brandenburg, des Herzogtums Sachsen, der Markgrafschaft Meißen, des Kurfürstentums Sachsen, des Herzogtums und Königreichs Böhmen, des Herzogtums Bayern, des Herzogtums Braunschweig und Lüneburg, der Grafschaft Württemberg, der Markgrafschaft Baden, der Landgrafschaft Hessen, die Herzöge von Österreich, die Grafen von Tirol(-Görz), die Herzöge von Lothringen, der Grafen bzw. Herzöge von Bar und schließlich die nichtbischöflichen geistlichen Fürsten. Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches haben im Zusammen- und Gegenspiel mit dem Königtum die Reichspolitik und damit die deutsche und europäische Geschichte wesentlich mitbestimmt. Sie gingen dabei unbeirrt den Weg vom Bischof zum geistlichen Fürsten und Herrscher, waren oft genug Reichsfürsten und Landesherren. Doch nicht in dieser engen Verflechtung, mitunter gar Vermischung von geistlicher und weltlicher Gewalt wurde etwa um 1200 das Problem gesehen. Theologisch fragwürdig wurde diese Union erst, wenn die Vereinigung des bischöflichen Amtes mit fürstlicher Macht das Bischofsamt in seinem Wesen verkürzte, den Bischof also daran hinderte, sein sakramentales Amt auszuüben und seinen geistlichen Pflichten nachzukommen. So beantwortet das vorliegende Lexikon nicht nur Fragen, sondern erweckt sie auch und eröffnet neue Problemperspektiven. Für die mediävistische Arbeit jedenfalls ist es unverzichtbar. Es verdient dank seines hohen Qualitätsstandards zu den herausragenden historischen Nachschlagewerken gezählt zu werden. In den Referenzbeständen unserer Bibliotheken darf es nicht fehlen.

Manfred Gerwing, Eichstätt

Peter Godman, Jörg Jarnut u. Peter Johaneck (Hgg.), Am Vorabend der Kaiserkrönung. Das Epos ‚Karolus Magnus et Leo papa‘ und der Papsbesuch in Paderborn 799. Berlin, Akademie 2002.

Ein misshandelter Papst flieht 799 über die Alpen und wird in Paderborn von dem dort weilenden Karl dem Großen, König der Franken und Langobarden sowie Schutzherr von Rom, empfangen. Der unerwartete und unfreiwillige Besuch Papst Leos III. hatte eine Serie von historischen Folgen: Die Begegnung des Frankenherrschers und des Papstes wurde in einem Versepos besungen, das in einer Sammelhandschrift aus St. Gallen (heute in Zürich) überliefert ist. Leo III. bald darauf in Rom in seinem Amt rehabilitiert, Karl der Große von Leo III. in Rom zum Kaiser gekrönt und Paderborn ein Bistum. Dies alles war im Jubiläumsjahr 1999 Gegenstand einer Ausstellung und eines hochrangigen, interdisziplinären und internationalen Symposions, aus dem die 20 Beiträge des vorliegenden Buches hervorgegangen sind. Diese setzen sich zum Ziel, den möglichen Kausalzusammenhang der genannten historischen Folgen einer erneuten, kritischen Überprüfung zu unterziehen. Im Zentrum stand dabei zunächst das sogenannte Karlsepos, die eindrucklichste Quelle, untersucht von drei Philologen. Fidel Rädle beschäftigt sich mit der Gattung als solcher, wobei er der karolingischen Panegyrik eine innovative Authentizität beim Herrscherlob zuspricht, deren Kennzeichen vor allem das furchtlos verehrende Verhältnis des Dichters zu Karl dem Großen sei. Aufgrund metrischer, stilistischer und sprachlicher Untersuchungen, angereichert durch statistische Hilfsmittel, wagt Francesco Stella die These, der Autor sei vielleicht Modoin gewesen, der in der gelehrten Hofgesellschaft den Spitznamen „Naso“ trug und 815 Bischof von Autun wurde. Die Adressatenfrage wird insofern positiv für Karl den Großen und die versammelte Hofgesellschaft beantwortet, als Michel Banniard ihm wie überhaupt den Mitgliedern des ersten Zirkels der Macht passive und aktive Zweisprachigkeit, also ein hohes Verständnis der lateinischen Sprache, konzidiert, so dass auch von daher Rädles Einschätzung, in dieser Dichtung spiegele sich Karls Persönlichkeit wider, seine Heiterkeit und seine Bevorzugung des indirekten, objektivierten Herrscherlobs, eine Bestätigung erfährt. Mit den politischen Inhalten des König-Papst-Treffens unter Einbezug der historiographischen Quellen und der Briefe Alkuins befassen sich Rudolf Schieffer und Matthias Becher. Der letztere mutmaßt, es sei in Paderborn nicht über die Frage der Kaiserkrönung gesprochen worden, denn dazu sei der Papst zu spät im September und zu kurz in Paderborn anwesend gewesen, sondern über die Frage der Rechtsprechung über den Papst verhandelt worden. Schieffer rekonstruiert ebenfalls sehr schlüssig, dass die Folgen des Attentats auf den Papst das hauptsächlichste Gesprächsthema des Treffens gewesen sein muss. Da es keine rechtlichen Möglichkeiten gegeben habe, den Papst abzusetzen, sei es darum gegangen, eine politische Sprachregelung für das Vorgefallene zu finden, die ihre Spuren in der fränkischen Historiographie hinterlassen habe. Die gesamte Berichterstattung über das Attentat erweise sich als ein exemplarisches und singuläres Zeugnis der öffentlichen Meinungsbildung am Hof Karls des Großen. Noch grundsätzlicher sieht Johannes Fried in der Berichterstattung eine Verformung des kollektiven Ge-

dächtnisses. Die Funktion, die Verhältnisse in Rom zu ordnen, habe Karl der Große im vollen Bewusstsein seines Endzeitherrschertums in Angriff genommen, doch seien aufgrund der Tatsache, dass die Welt im Jahre 800 nicht untergegangen sei, im kollektiven Gedächtnis die einst vorhandenen Endzeitängste verschwunden, wofür Einhard, Karls des Großen Biograph, ein beredtes, nämlich über das Treffen von 799 vollkommen schweigendes Zeugnis ablegte. Relativ zahlreiche Beiträge beschäftigen sich mit der weiteren Vorgeschichte des Treffens, ausgehend von der Lage des Ortes Paderborn in Sachsen. So bekräftigt der Theologe Karl Hengst, dass es das sogenannte Blutbad von Verden 782, bei dem der sächsische Adel ausgerottet worden sein soll, nicht gegeben, dort vielmehr eine Schlacht stattgefunden habe, in deren Folge Sachsen deportiert worden seien. Lutz E. von Padberg hält hingegen an der Annahme der Massenhinrichtung fest. Er will Karls des Großen imperiale Missionsplanung und -konzeption untersuchen, nennt jedoch vor allem die militärischen Aktionen während der Unterwerfung der Sachsen. Uwe Lobbedey berichtet über den Forschungsstand zur karolingischen Architektur des Westwerks, den Kölner Dom, die Klöster Corvey, Fulda, Hersfeld, Saint-Maurice-d'Agaune und den St. Galler Klosterplan miteinander vergleichend, zu dem er ganz maßgeblich beigetragen hat. Zu den Ereignissen von 799 und zur Person Karls des Großen kehren die Beiträge von Henry Mayr-Hartung, der Karls Individualität über dessen Religiosität näher zu kommen sucht, Hedwig Röckelein, Verena Epp und Janet Nelson zurück. Röckelein widerspricht der Auffassung, man könne den Erconrad-Bericht (c. 16) als einen Gründungsbericht des Bistums Paderborn lesen, da er sich wohl nicht auf das Jahr 799, sondern erst auf den Winter 804/5 beziehe. Epp erweist, was bisher unbekannt war, eine Parallele von 499 zu 799 ziehend, die Vorbildfunktion des Gotenkönigs Theoderich des Großen für Karl den Großen, dessen Kenntnis ihm über Alkuin vermittelt wurde. Nelson nimmt ein Zitat aus dem Karlsepos zum Anlass, um der Rolle Karls des Großen als „pater optimus“ nachzugehen. Er sei dies zwar im Sinne eines Vaters von Königen gewesen, aber gerade 799 habe er diese Ehrenbezeichnung nicht ausgefüllt, da er einen 28jährigen, noch unversorgten Sohn, gemeint ist Karl der Jüngere, gehabt habe. Weil Karl der Jüngere am Weihnachtstag 800 schließlich auch zum König gemacht wurde, sei Karls des Großen Erhöhung zum Kaiser notwendig geworden. Auf die Folgen des Treffens von Paderborn im Hinblick auf die Kaiserkrönung richtet auch der Militärhistoriker Bernard S. Bachrach sein Augenmerk. Er kommt zu dem Ergebnis, es habe dank der planenden militärischen Vorbereitung seitens der Karolinger keine feindliche militärische Reaktion auf Karls Kaisererhebung gegeben. Es liegt Ernst Tremp fern, die Eroberung Barcelonas 801 für eine Spätfolge des Treffens von 799 auszugeben, doch glaubt er, die militärische und geistige Auseinandersetzung des Christentums zum einen mit den polytheistischen Sachsen und zum anderen mit dem Islam als eine Antriebsfeder in Karls des Großen Politik parallelisieren zu können. Die übrigen Beiträge richten den Blick ausweitend auf generelle Aspekte der karolingischen Welt um 800. Michael McCormick stellt den Fernhandel ins und vor allem aus dem östlichen Mittelmeer zur Zeit des Paderborner Treffens dar, aufgehängt an einer arabischen Münze, die 1994 bei Paderborn gefunden wurde. Régine Le Jan schildert dem Umbruch der Adelsgesellschaft zur Zeit Karls des Großen um ca. 800. Roger Collins spürt dem „mainstream of Frankish history“ nach, der sich auch im Karlsepos, insbesondere in Karls Stilisierung als Leuchtturm Europas, nachzeichnen lasse. Renato Bordone untersucht städtische Entwicklungen zur Karolingerzeit. Ian Woods Beitrag ist schließlich noch einmal der Sachsenmission gewidmet, in der Form, dass er konstatiert, die Hagiographie sei nicht das narrative Mittel gewesen, über die Christianisierung Sachsens zu berichten; es gebe überhaupt nur wenige Viten, in denen die Mission einen zentralen Bestandteil der Erzählung ausmache. Insgesamt ist es den auf dem Symposium versammelten Gelehrten gelungen, einen lebendigen Eindruck von der karolingischen Welt kurz vor 800 zu vermitteln, wobei manches Altvertraute bestätigt und durch neue Argumente oder Funde erhärtet und auch manches Neue zu Tage befördert wurde.

Brigitte Kasten, Saarbrücken

Hans-Werner Goetz u. Jörg Jarnut (Hgg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung* (Mittelalter-Studien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens 1). München. Fink 2003.

Ein Ritter in voller Rüstung liegt dahingestreckt vor einem modernen Hochhaus. Die Fotomontage aus Bressons Film ‚Lancelot‘ und der Pariser Défense auf dem Cover des umfangreichen Bandes suggeriert die Frage, ob mit der Leitfigur für die Epoche zugleich auch die Mediävistik „stirbt“. Ist sie den Herausforderungen der Gegenwart gewachsen? Im Oktober 2001 wurde auf einem internationalen Kongress in Paderborn, zu dem der Mediävistenverband eingeladen hatte, eine selbstkritische Bestandsaufnahme vorgenommen, deren Erträge jetzt nachzulesen sind. Stellenstreichungen auf allen Ebenen für die Mediävistik, Geldmangel, Rückgang des Interesses bei Studierenden, Fokussierung des Schulunterrichts und damit Bildungskonons auf zeitgeschichtliche Fragen – das sind in der Tat deutliche Signale dafür, dass unser Fach neu durchdenken muss, wie es seine Relevanz in der Gesellschaft legiti-

merer und angemessen präsentieren will. Auf der anderen Seite stehen die Erfolgsbilanzen der großen Ausstellungen und Kataloghände: die Faszination der mittelalterlichen Kultur ist in der Öffentlichkeit durchaus präsent und es bestehen verbreitete Bedürfnisse nach Deutungskonzepten und Sinnangeboten für ein angemessenes Verständnis der vergangenen Zeiten. Hans-Werner Goetz fordert angesichts dieses Missverhältnisses in seinem einführenden Beitrag, unbedingt müssten die Mittelalterbilder, die das Fach produziere, auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen reagieren. Er sieht durchaus fachlich anspruchsvolle geeignete Ansätze, etwa die zunehmende interdisziplinäre und internationale Vernetzung sowie die Erschließung attraktiver neuer Themen. Dennoch müsse einer gewissen „Orientierungslosigkeit“ im Fach entgegengewirkt werden. Ziel des Kongresses sei daher eine „Reflexion über die Mediävistik als Wissenschaft“. In drei Themenblöcken wird diese Aufgabe erfüllt: Am Anfang steht ein Ländervergleich, der Informationen über „nationale Traditionen und internationale Entwicklungen der mediävistischen Geschichtswissenschaft“ vermittelt. Am Beispiel des Kernfaches Geschichte wird die Situation in Deutschland, Frankreich, Russland, „Ostmittleuropa“, Amerika, UK und Italien präsentiert und verglichen. In einem zweiten Zugriff stellen sich einige der mediävistischen Einzeldisziplinen vor, die Mittellateinische Philologie, Germanistik, Archäologie, Anglistik, Philosophie, Byzantinistik, Musik und Geschichte; ein Beitrag über die Hilfswissenschaften taucht im Rahmen des folgenden Teiles auf und erhält dadurch einen anderen Stellenwert. Der Rückgang der einstmals einflussreichen historischen Geographie sowie Wirtschaftsgeschichte wird verschiedentlich beklagt. Auffallend ist das Fehlen der Theologie sowie der in der Lehramtsausbildung wichtigen historischen Pädagogik. Gerade mit letzterer müsste unbedingt ein kritischer Diskurs hergestellt werden, da sie eine zentrale Funktion bei der Vermittlung populärer Mittelalterbilder erfüllt. Die hochkarätigen Beiträge dieser beiden Sektionen vermitteln einen Überblick über die Situation und die Vielfalt der Disziplin – eine unverzichtbare Folie für die folgende Debatte, da sie mithilft, die Möglichkeiten realistisch einzuschätzen. Sehr nützlich sind die Zwischenbilanzen, Statements und Diskussionsprotokolle, die sich wie ein roter Faden durch das Buch ziehen, Verbindungen zwischen den Beiträgen herstellen, mit Gegenpositionen konfrontieren und dadurch Meinungen relativieren. Sie spiegeln die lebendige kommunikative Situation der Tagung wieder, auf der, ihrem Anspruch entsprechend, in der Tat nicht einfach Expertenauftritte zelebriert wurden, sondern kompetente Menschen aus verschiedenen Ländern und disziplinären Traditionen im Gespräch um eine neue Standortbestimmung rangen. Verblüffend etwa die außerordentlich kritische Sicht von Alain Guerreau auf die französische Forschung, die ja in vielen anderen Ländern als vorbildlich modern und fortgeschritten gilt. In der Tat wird diese Katastrophenmeldung im Laufe der Debatte differenziert. In einem grundlegenden Essay fordert Otto Gerhard Oexle, es gelte endgültig Abschied zu nehmen von der Illusion, die Wirklichkeit des Mittelalters sei objektiv abbildbar. Schon in dem Begriff „Mittelalter“ reflektiere die Moderne vielmehr ihre zentralen Fragen immer wieder neu. In einem dritten Teil werden in 13 Aufsätzen wegweisende inhaltliche Tendenzen und Forschungsperspektiven beleuchtet. Konsens besteht dabei über die zentrale Entwicklungslinie zur Kulturwissenschaft, die an die etwas quer dazu sich entfaltende historische Anthropologie anknüpft (Kuchenbuch). Anders als in der Neuzeitdebatte wird freilich die sozialgeschichtliche Phase nicht einfach für „überholt“ erklärt; für die Erforschung der Minderheiten, der Vaganten und Spielleute etwa sei sie auch in Zukunft erforderlich, so argumentiert Schubert. Die aktuelle Herausforderung der Europadiskussion verlangt nach Geschichtsbildern, die mithelfen, die Gemeinsamkeiten und Differenzen der Kulturen und Religionen innerhalb dieses Raumes zu verstehen. Die Mediävistik lehrt exemplarisch den Umgang mit der Alterität und erfüllt daher eine wichtige Funktion, das polar konstruierte Gegensatzpaar für kollektive Bewusstseins- und Identitätsprägungen sensibler als bisher neu zu verankern. So zeigt sie die Existenz anderer Ordnungsmodelle, als sie für die moderne Staatlichkeit typisch sind (Borgolte). Wenn Lifshitz fordert, die mediävistische Genderforschung müsse sich vom Topos eines durchgehend misogynen Mittelalters trennen, so folgt sie damit freilich mehr einem verbreiteten fach-internen Mythos. Zumindest für die deutschsprachige Genderforschung hat dieses Paradigma niemals Geltung gehabt. Menschliches Handeln realisierte sich nicht primär in herrschaftlichen Anweisungen und deren Umsetzung, sondern in Gesten, in symbolischen Akten der Konsensbildung –, so zeigt es die Ritualforschung (Rexroth), ja, in dem lange ignorierten Wandel der Gefühlsstrukturen (Rosenwein). Überholte einseitige Vereinnahmungen und Gründungsmythen müssen überwunden werden: so wird etwa die Vorstellung von der Dominanz der katholischen Kirche differenziert, indem Juden, Moslems, Ketzer, Heiden den ihnen angemessenen Platz erhalten (Helvétius). Der Beginn der Epoche des Mittelalters wird nicht mehr als Bruch, sondern als langfristiger Übergang aus einem Nebeneinander der Stämme und Völker erklärt, die keineswegs einheitlich „germanisch“ waren (Pohl). Auch die Stadtbürger, auf die die moderne Gesellschaft gerne ihre Anfänge zurückführt, waren keine einheitlich „aufstrebende“ Schicht, sondern eine Vielzahl von Gruppen mit divergierenden Interessen (Rexroth). Die traditionelle Orientierung an Westeuropa sollte freilich durch neues Wissen um die osteuropäische Realität erweitert werden, wie bereits in den Ausgangsstatements verschiedentlich gefordert wurde (Bojcov, Bak). Wie so oft wird Nordeuropa im

Rahmen dieser Überlegungen ausgespart. Es besteht ein Nachholbedarf, den skandinavischen Raum in das europäische Geschichtsbild zu integrieren. Eine weitere zentrale Herausforderung an die Mediävistik in der Gegenwart ist der Wandel der Mediengesellschaft und ihrer Wissensstrukturen, der oftmals als krisenhaft wahrgenommen wird. Ein Blick zurück, etwa auf die Anfänge der Buchkultur, auf den Umgang mit dem Visuellen, auf die Bedeutung des Symbolischen jenseits der Schrift (Mostert, Green, Bremer, Ernst) hilft daher bei der Einordnung der gegenwärtigen Innovationen. Indem sich die Diskussion hier an der Frage festbeißt, ob der Begriff „Medien“ überhaupt zur Beschreibung mittelalterlicher Phänomene geeignet sei, wird nur auf die Erklärungsbedürftigkeit des Phänomens hingewiesen. Die Forderung, den Bruch mit den Naturwissenschaften zu überwinden, taucht mehrfach auf (etwa bei Oexle). Leider fehlt jedoch ein Beitrag, der den Stand der Erforschung so wichtiger Themenbereiche wie Pflanzen- und Tierwelt, Wald und Wasser, Essen und Trinken, Hygiene und Krankheit, Umwelt und Technik und die bisherigen Erfahrungen mit solchen Ergebnissen repräsentiert. Die Mediävistik versäumt sonst ihre Chance, die oftmals angestellten historischen Vergleiche bei der Diskussion um Gesundheitsreform und Apparatedizin versus Naturheilkunde kompetent zurechtzurücken. Doch ändern solche Ergänzungswünsche nichts an der beeindruckenden Bilanz des ambitionierten Unternehmens. Innerhalb der insgesamt sehr traditionell ausgerichteten Mediävistik wird dieser Band für die nächsten Jahre eine wichtige Informationsquelle über zukunftsweisende Impulse bleiben. Der Ritter, so könnte man nach der Lektüre das provokative Titelblatt neu deuten, hat Rüstung und Schwert abgelegt. Andere Facetten seines Daseins sind jetzt gefragt.

Bea Lundt, Flensburg

Philippa Hardman (Hg.), *The Matter of Identity in Medieval Romance*. Woodbridge, D.S. Brewer 2002.

Am Anfang war der Konferenzvortrag. Wie für viele Aufsatzsammlungen gilt dies auch für die zwölf Beiträge dieses Bandes, die alle ihren Ursprung in Vorträgen an der 7th biennial Conference on Romance in Medieval England im Jahr 2000 hatten. Da die Konferenz traditionellerweise ohne vorgegebenes Thema war, ist es mehr oder weniger Zufall, dass sich viele der Beiträge mit ähnlichen Problemstellungen und Themen befassen. *Identität* als Überthema des vorliegenden Bandes ist deshalb auch im weitesten Sinne des Wortes zu verstehen. Dies wird bereits im ersten Aufsatz von Tony Davenport zur ‚Schwanenritter-Romanze‘ deutlich. Er vergleicht die französische und die englische Fassung des *Chevalere Assigne* und zeigt auf, wie der englische Bearbeiter die für die *ancestral romance* typischen Elemente weglässt und so die *folk-tale* Qualität der Erzählung wieder zum Vorschein bringt. Im nachfolgenden Artikel untersucht Joanne A. Charbonneau die Metamorphosen, die der Protagonist der mittellenglischen Romanze *Sir Gowther* durchläuft. Parallel zur Entwicklung der Identität von Gowther oszilliert die Romanze zwischen den Genres des (ritterlichen) Bildungsromans und der Heiligenvita. In der Diskussion der Abgrenzung Dämon-Tier-Mensch wurde bedauerlicherweise Dorothy Yamamotos Studie *The Boundaries of the Human in Medieval English Literature* (Oxford: Oxford University Press, 2000) nicht berücksichtigt. Yamamotos Buch war zwar zum Zeitpunkt der Konferenz (2000) wahrscheinlich noch nicht erschienen, aber hätte bei der Nachbearbeitung für die Publikation (2002) sicherlich zur Verfügung gestanden. Stärker auf das Thema ‚Identität‘ ist der Beitrag von Corinne Saunders ausgerichtet, in dem sie die für die Protagonisten von *Sir Beves of Hamtoun* identitätskonstituierenden Elemente untersucht. Die Darstellung der zwischengeschlechtlichen Beziehungen in den französischen und englischen Lais steht im Mittelpunkt von Amanda Hopkins Aufsatz. Sie argumentiert, dass in den englischen Lais die kirchlichen Moralvorstellungen stärker zum Ausdruck kommen und die Kirche in England – im Gegensatz zu Frankreich – die Darstellung von einverständlichen Liebesverbindungen nicht mehr zulässt. Hopkins’ Argument leidet jedoch unter der Tatsache, dass ihre textliche Basis relativ schmal und von einer solchen Heterogenität ist, dass solch verallgemeinernden Schlussfolgerungen stark spekulativen Charakter annehmen. Morgan Dickson stellt das Auftreten von „doppelten Damen“ in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen und untersucht, in wie fern sie zur Konstituierung der erotischen Identität des männlichen Helden dienen. Mit der Figur des Ganelon beschäftigt sich der Beitrag von Marianne Ailes. Mit Hilfe solider Textarbeit zeigt sie auf, wie die in den französischen Texten ambivalente Figur des Ganelon in den englischen Romanzen eine charakterliche Vereinfachung hin zum Bösewicht erfährt. Judith Weiss geht den Identifikationen von Herrschergestalten mit dem „letzten Weltherrscher“ bzw. seinem Gegenspieler, dem Antichristen, nach. Sie zeigt anhand von historischen und literarischen Quellen auf, wie diese eschatologischen Kategorien in der Literatur Widerhall finden und die Darstellung der Kaiserfiguren beeinflussen. Weiss’ Ansatz ist interessant, aber ihre Ergebnisse weitgehend spekulativ. John Simons diskutiert ebenfalls mögliche historische Parallelen – in seinem Fall zu *Robert of Cisyle*. Die gewonnenen Erkenntnisse bleiben ebenfalls im Bereich der „educated guesses“. Die generische Identität von *Sir Isumbras* steht in Rhiannon Purdies argumentativ überzeugenden Beitrag zur Diskussion. Es gelingt ihr, aufgrund der Überlieferungslage dem Werk eine Brückenfunktion zwischen Heiligenlegende und Romanze nachzuweisen. Maldwyn Mills untersucht in seinem eher

technisch ausgerichteten Artikel die Verwendung von Titeln und Überschriften in zwei Manuskripten und stellt die daraus möglicherweise zu ziehenden Rückschlüsse vor. Der Drucker William Copeland und seine Vorliebe für Romanzen sind das Thema des Beitrags von A. S. G. Edwards und weisen auf die Rezeption der Romanzen über das Mittelalter hinaus. Der Aufsatz von Roger Dalrymple, eine textanalytischen Untersuchung zu *Amoryus and Cleopes*, liefert einen Beitrag zur Chaucer-Rezeption im 15. Jahrhundert und schließt den Band ab. Dieser geraffte Überblick vermittelt etwas von der reichhaltigen Fülle der Themen und Texte, die in diesem Band behandelt werden. Obwohl, wie bereits mehrmals erwähnt, manche Beiträge nur im allerweitesten Sinn des Wortes mit Identität zu tun haben und die Qualität der Aufsätze gewisse Schwankungen aufweist, so ist es doch ein Band, der von allen an mittellenglischen Romanzen interessierten Lesern beachtet werden sollte.

Thomas Honegger, Jena

Christopher Harper-Bill u. Elisabeth van Houts (Hgg.), *A Companion to the Anglo-Norman World*. Woodbridge, Boydell Press 2002.

Die Staatengründungen der Normannen im Mittelalter bewirkten, dass ihr Einfluss weit über die Normandie, wo sie sich seit dem frühen 10. Jahrhundert niederließen, hinausreichte. Die wohl prominenteste „Neuerwerbung“ stellte im 11. Jahrhundert das Königreich England dar. Darüber hinaus finden wir jedoch auch normannische Staaten in Süditalien, Sizilien und im Nahen Osten (Antiochien). Der vorliegende Band versucht nun, die verschiedenen Aspekte der normannischen Staatsorganisation und Kultur in von Fachleuten verfassten Beiträgen zu beleuchten. Nebst eher breit ausgerichteten Übersichtsdarstellungen zu England, der Normandie, Skandinavien und den mediterranen Besitztümern der Normannen finden sich Kapitel zu fachspezifischeren Themen wie zur Geschichtsschreibung, zu Literatur und Sprache, zur Architektur, der politischen Organisation, den Verwaltungsstrukturen und der anglo-normannischen Kirche. Genealogien, Zeittafeln, Karten, Hinweise zu weiterführender Literatur und ein Index runden das Werk ab. Zum Aufbau des Handbuchs ist anzumerken, dass ein Kapitel zur ökonomischen Lage fehlt, auch wenn gewisse Aspekte im Beitrag zur Verwaltungsstruktur behandelt werden. Inhaltlich sind die einzelnen Kapitel, wenn auch durchwegs von solider bis sehr guter wissenschaftlicher Qualität, doch in ihrer Leserfreundlichkeit sehr verschieden. Neben gut lesbaren und klar strukturierten Beiträgen wie z. B. dem Kapitel zur Entwicklung der Normandie von 911 bis 1144 von Cassandra Potts finden sich auch eher schwerverdauliche, mit technischen Details gespickte Kapitel wie z. B. die Darstellung der Verwaltung und Regierungsformen von Emma Mason. Es wäre deshalb wünschenswert gewesen, wenn die Herausgeber sich um eine größere Homogenität in diesem Aspekt bemüht hätten. In seiner jetzigen Form spricht der *Companion* als Ganzes wohl kein einheitliches Zielpublikum an – aber jeder an dieser Zeit interessierte Leser wird den einen oder anderen Beitrag finden, der seinen Bedürfnissen entspricht.

Thomas Honegger, Jena

Alfred Haverkamp, *12. Jahrhundert (1125–1198)* (Handbuch der deutschen Geschichte, begr. v. Bruno Gebhardt, 5. 10., völlig neu bearbeitete Auflage, Stuttgart, Klett-Cotta 2003.

Das vor mehr als hundert Jahren zuerst von Bruno Gebhardt verfasste Handbuch der deutschen Geschichte hat sich im Laufe der Zeit, nach mehreren Neuauflagen, zu dem wissenschaftlichen Lehrbuch zur deutschen Geschichte schlechthin entwickelt. Die mittlerweile 10. Auflage dieses Klassikers erfolgt gegenwärtig in Form von nicht weniger als 24 Einzelbänden, die als einschlägige Darstellungen des gegenwärtigen Forschungsstandes zu gelten haben. Mit Alfred Haverkamp hat einer der besten Kenner der Materie den 5. Band dieser Neuauflage verfasst, der den Zeitraum zwischen 1125, dem Regierungsantritt Lothars von Süppingenburg, und 1198, dem Tod Heinrichs VI., umfasst. Allein schon an der Gliederung wird deutlich, dass sich die Interessen der mediävistischen Forschung seit der 9. Auflage, die am Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts erschien, erheblich gewandelt haben. Großen Raum nehmen strukturgeschichtliche Themen ein; die Darstellung der sog. Ereignisgeschichte tritt demgegenüber deutlich zurück und umfasst kaum mehr als ein Drittel des Bandes. Das Spektrum der angesprochenen Themenbereiche ist enorm und lässt keine Wünsche offen. Haverkamp gibt nicht nur einen Abriss über die politische Geschichte dieser Zeit, sondern befasst sich u. a. auch mit Sozial-, Siedlungs-, Agrar-, Wirtschafts-, Technik-, Literatur- und Religionsgeschichte des 12. Jahrhunderts. Forschungsgeschichtliche Aspekte werden ebenso thematisiert wie Fragen der Quellenüberlieferung. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass diese Themen nicht beziehungslos nacheinander abgehandelt werden: So machen etwa allein schon die kurzen einleitenden Bemerkungen zur Frage, welche Quellen für diesen Zeitraum überhaupt zur Verfügung stehen, dem Leser klar, dass damit sehr umfassende Probleme und Kontexte verbunden sind, die in späteren Kapiteln zumindest implizit wieder aufgegriffen werden. Die Abkehr von einer politikzentrierten Darstellung und der Versuch, die enorme Bandbreite der neue-

ren Forschungen zum 12. Jahrhundert darzustellen, tragen den gegenwärtigen Forschungstrends Rechnung, erforderten vom Autor allerdings, sehr komplexe Sachverhalte in teilweise extrem knapper Form darzustellen. Dass Haverkamp dies in souveräner Weise gelingt und dass in allen Bereichen auch neueste Forschungsergebnisse berücksichtigt werden, muss nicht eigens betont werden; dass der Leser von diesem Buch allerdings am meisten profitiert, wenn er bereits bestimmte Vorkenntnisse über die Geschichte des 12. Jahrhunderts besitzt, ist ebenso wenig zweifelhaft. Die Aufgabe des „Gebhardt“ besteht allerdings mittlerweile kaum mehr darin, dem interessierten Laien eine erste Einführung in einem bestimmten Zeitraum zu bieten – für diesen Zweck gibt es bereits mehrere andere Überblicksdarstellungen –; dieses Handbuch soll vor allem die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in konziser Form zusammenfassen und damit als Ausgangs- und Orientierungspunkt neuer Untersuchungen dienen. Haverkamps Band über das 12. Jahrhundert erfüllt diese Aufgabe in vorbildlicher Weise und darf sogar als Beleg für die Behauptung herangezogen werden, dass „der Gebhardt“ gerade angesichts der Informationsüberflutung in der Gegenwart völlig unverzichtbar bleibt. Ein etwas übersichtlicheres Quellen- und Literaturverzeichnis hätte man sich allerdings schon gewünscht, doch richtet sich diese Kritik natürlich nicht an den Verfasser.

Werner Hechberger, Passau

Jan Hirschbiegel, *Étrennes. Untersuchungen zum höfischen Geschenkverkehr im spätmittelalterlichen Frankreich zur Zeit König Karls VI. (1380–1422)* (Pariser Historische Studien 60). München, Oldenbourg 2003.

Die an der Universität Kiel vom Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris, Prof. Dr. Werner Paravicini, betreute Dissertation knüpft an die Überlegungen eines Frühmediävisten an. Der höfische Geschenkverkehr im spätmittelalterlichen Frankreich unterlag hiernach einem spezifischen Regelsystem. Nur derjenige, der an diesem Austauschsystem teilnehmen konnte, war auch am Spiel der Macht, in dessen Zentrum der König als der mächtigste und freigebigste Verschwender stand, beteiligt (Einleitung 9–21, hier 17). Die Jahresgaben, die an jedem 1. Januar am Hof König Karls VI. von Frankreich untereinander ausgetauscht oder einseitig aneinander vergeben wurden, heißen in den zeitgenössischen Quellen *strenae* oder *étrennes*. Ihre umfassende Dokumentation und kulturgeschichtliche Analyse sind unausgesprochen die beiden vorrangigen Anliegen der vorgelegten Untersuchung. Ein Kapitel, das erst für die Drucklegung in die Einführung (23–110) aufgenommen wurde, erläutert die historischen Rahmenbedingungen des höfischen Geschenkverkehrs (23–36). Hiernach kam es unter Karl VI. „zu einer Stärkung der im Königreich angelegten zentrifugalen Kräfte [...] und der Kreis der schon seit den Zeiten Johanns des Guten mit großzügigen Apanagen versehenen Prinzen [...] begann einen im Wortsinn mörderischen Kampf um die Macht“ (23, nach: Elias, *Prozess der Zivilisation*, Bd. 2, 1989, 192 ff.). Die Einleitung behandelt außerdem die antiken Wurzeln, die volksculturellen Traditionen sowie den höfischen Brauch der Jahresgaben (37–69), ehe sie mit einem quellenkundlichen Kapitel schließt (70–110). Theoretische Überlegungen, die auf der Systemtheorie von Niklas Luhmann und neueren soziologischen Modellen beruhen, dienen als Überleitung zum Hauptteil (111–132). Dieser steht unter dem Titel „Geschenke, Schenker und Beschenkte“ (133–294). Zu den statistischen Methoden, die zur Auswertung der vom Autor gewonnenen empirischen Daten dienen, zählen die Vollständigkeit der untersuchten Grundgesamtheit (nämlich aller Personen, die aus der Entourage des Königs am höfischen Geschenkverkehr für den 1. Januar beteiligt waren), die Benutzung von Vergleichskriterien, die zu allen Elementen der Grundgesamtheit passen (wie in diesem Fall der Kategorien „Rang und Gewicht“ 197–210 bzw. „Nähe und Distanz“ 210–246), sowie der gezielte Vergleich der gewonnenen Informationen mit den Daten für zwei geeignete Kontrollgruppen (247–263). Die knappe Zusammenfassung wiederholt noch einmal die wichtigsten Untersuchungsergebnisse (295–312). Der an Methodenvielfalt (Anwendung statistischer Mittel zur Quellenauswertung, Benutzung von Tabellen, Katalogen und Graphiken zur Darstellung der Ergebnisse), Interdisziplinarität (Berücksichtigung der Anthropologie, Kunstgeschichte und Volkskunde neben der Mediävistik) sowie kulturwissenschaftlichen Themen (hier eines Teilespekts des höfischen Zeremoniells) interessierte Leser wird die vorliegende Abhandlung mit genauso viel Ertrag zu nutzen wissen wie derjenige, der nach itinerar-, ereignis- und biographiegeschichtlichen Einzelinformationen oder nach einem schnellen Zugang zu schwer zugänglichen archivalischen Hilfsmitteln für die Regierungszeit Karls VI. von Frankreich sucht. Der zweihundert (!) Seiten starke Katalog im Anhang (314–514) wurde ebenso wie das Glossar (633–650) und der Personenindex (651–712) mit großem Fleiß, emsiger Sorgfalt und dem nötigen Sachverstand erarbeitet. Der Historiker wird sich allerdings einen klareren Aufbau, eine stringenteren, in manchen Teilen auch knappere Darstellung sowie eine stärker ausgeprägte Thesenbildung wünschen. So gehört die Theorie an die Stelle der Einleitung, an der der Autor den eigenen Ansatz zur Lösung einer Forschungsfrage erläutert. Da H. seinen Ansatz jedoch nicht ausdrücklich umreißt, bleiben seine theoretischen Überlegungen gleichsam im luftleeren Raum hängen. Das Kapitel über die historischen Rahmenbedingungen gibt einen veralteten Forschungsstand wieder, da H. ausdrücklich auf die Berücksichtigung der nach 1999/2000 erschienenen Forschungsliteratur verzich-

tet. Archivinventare, die ein Autor ohne Erfolg für seine Recherchen benutzt hat, werden üblicherweise nicht erwähnt, um den Anmerungsapparat zu entlasten. Auch die mehrfachen Wiederholungen der Informationen des im Anhang wiedergegebenen Katalogs im Haupttext wären zu vermeiden gewesen. Die wichtige Frage, aus welchen Gründen die zeremoniellen Jahresgaben bereits am 1. Januar erfolgten, obwohl der Jahreswechsel im damaligen Frankreich erst mit dem Osterfest einsetzte, wird ebenfalls keiner befriedigenden Antwort zugeführt. Immerhin kann der Autor auf breiter Quellengrundlage herausarbeiten, mit welcher enormen finanziellen Anstrengungen und mit wie viel Effizienz Philipp der Kühne den Aufstieg des Hauses Burgund auch auf einem Feld vorbereitet hat, das wie im Fall der zeremoniellen Jahresgaben von historischen Zeitläufen kaum berührt zu sein scheint. Die Anwendung der Spieltheorie führt zu dem Ergebnis, dass die Jahresgaben des Herzogs von Burgund gegenüber seiner näheren sozialen Umgebung, etwa gegenüber seiner Ehefrau oder seinen Höflingen, vor allem vom Motiv der Gegenseitigkeit geleitet waren. Gewohnheit war hingegen ausschlaggebend für Geschenke an Personen gleichen oder höheren sozialen Ranges, etwa an den König, den ältesten Onkel des Königs, Johann von Berry, oder den jüngeren Bruder des Königs, Ludwig von Orléans. Es kann nur wenig überraschen, dass der zweite Herzog von Burgund aus dem Haus Valois, Philipps Sohn Johann Ohnefurcht, seinem langjährigen Gegner und größten Konkurrenten um die Mitherrschaft im Königreich, dem gerade erwähnten Königsbruder Ludwig von Orléans, nur ganz wenige Jahresgaben gemacht hat (239, Z. 31, muss übrigens „Johann Ohnefurcht“ statt „Johann von Berry“ heißen). Diese Beobachtung zeigt bereits, dass die Tabellen über die Beziehungen zwischen den Schenkern und den Beschenkten mit erheblichem Gewinn in Hinblick auf die historischen Rahmenbedingungen hätten ausgewertet werden können. Der Autor würde damit zufälligen Einzelereignissen sicherlich keinen unangemessen hohen Stellenwert beigemessen haben, zumal es hier mit ein- bis zweijähriger Verzögerung eintretende Einschnitte in der sonst üblichen Geschenkindensität zu verzeichnen gibt. Die Anwendung der in der neuesten Forschung hervorgehobenen rechts- und sozialgeschichtlichen Kriterien: Stellung am Hof und im Reich; Verwandtschaft und Verschwägerung; Thronfolge- und Altersrang innerhalb der Königssippe; Nähe zum König, zur Königin und zu ihren Nachkommen; und schließlich Neid, Aufstiegswillen und Konkurrenz zwischen den nächsten männlichen Verwandten des Königs, hätte sicherlich zu einem tieferen kulturhistorischen Verständnis des Personengeflechts und der Herrschaftsmechanismen am Hof Karl VI. von Frankreich beigetragen. Das Verdienst der vorgelegten Studie, die burgundischen und andere Rechnungsbücher intensiver als bisher zu erschließen und damit der Forschung eine breite Datenbasis für sozial-, rechts- und kulturgeschichtliche Untersuchungen für die Regierungszeit Karls VI. von Frankreich zur Verfügung zu stellen, gilt nichtsdestotrotz ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Marie-Luise Heckmann, Hamburg

Erik Kooper (Hg.), The Medieval Chronicle II. Proceedings of the 2nd International Conference on the Medieval Chronicle. Driebergen/Utrecht 16–21 July 1999 (Costerus New Series 144). Amsterdam/New York, Editions Rodopi 2002.

Der Band enthält den Einführungsvortrag sowie 20 ausgewählte Beiträge einer internationalen Tagung. Wer aus dem allgemein gehaltenen Titel darauf schließt, dass hier sehr unterschiedliche Beiträge vereint sind, behält Recht: Ihr gemeinsamer Nenner besteht vor allem in der Tatsache, dass sie sich alle mit mittelalterlicher Geschichtsschreibung beschäftigen. Einen darüber hinausgehenden, inhaltlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen kurzen Studien herzustellen, fällt hingegen, zumindest auf den ersten Blick, nicht leicht. Denn zeitlich sind die Texte, die behandelt werden, zwischen dem 7. und dem 15. Jh. einzuordnen (mit deutlichem Schwerpunkt auf dem 12.–15. Jh.), geographisch sind sie zwischen England und Syrien, Spanien und Russland zu lokalisieren, und auch die methodische Vorgehensweise der Autoren divergiert zum Teil beträchtlich. Untersuchungen, die Themen wie Performanz oder rhetorische Strategien in Texten behandeln, stehen neben solchen, die Ereignisse der Vergangenheit zu rekonstruieren versuchen. Trotz dieser Vielfalt lassen sich allerdings durchaus gewisse Themenfelder ausmachen: (a) Einige Autoren beschäftigen sich mit Gattungsgrenzen. Hier wird z. B. auf Gemeinsamkeiten hinsichtlich narrativer Strukturen in Chroniken und Urkunden hingewiesen (R. Härtel). Insgesamt lässt sich einer ganzen Reihe von Beiträgen entnehmen, dass die mittelalterlichen Gattungsgrenzen andere waren als heute (z. B. D. Dumville). Andere Aufsätze problematisieren die Zuordnung von Chroniken zur „Historiographie“ oder „Literatur“ (z. B. R. Schlechtweg-Jahn) oder beschäftigen sich mit den rhetorischen Strategien, die Chronisten verwendeten, um ihren Werken Authentizität zu verleihen und an den Leserwartungen auszurichten (J. Neville). Historiographische Texte werden außerdem, indem sie als Ausdruck rhetorischer Strategien betrachtet werden, als Mittel kommunikativer Handlungen angesehen (J. Knape). (b) Diverse Beiträge haben die Konstruktion von Vergangenheit in Chroniken zum Gegenstand. In ihnen wird auf Geschichtskonzeptionen der Autoren und deren kulturellen Hintergrund fokussiert (G. J. Reinink), die Zeitgebundenheit historischer Aussagen exemplarisch vorgeführt (G. Scheibelreiter) sowie

die Prägung der Sicht auf Vergangenheit durch Intentionen und kollektive „Identitäten“ der mittelalterlichen Verfasser an Beispielen verdeutlicht (z. B. F. Salvestrini). (c) Dabei geraten auch die Produktionsweisen von Historiographie und die Funktionen der Chroniken innerhalb ihres sozialen und oder literarischen Kontexts in den Blick: Besonders instruktiv sind die Ausführungen H. Dragstras zur englischen Verschronik des John Lydgate aus dem 15. Jh., als deren *Causa Scribendi* er die bevorstehende „knighting ceremony“ des jungen Heinrich VI. ansieht. Die Chronik habe als ein „living text“ aufgeführt werden sollen, und es sind die Umstände dieses angestrebten, vielleicht nie erfolgten performativen Akts, denen sich der Verf. zuwendet. Weitere Beiträge in letztgenanntem Bereich beschäftigen sich mit „Basisproblemen“, etwa mit dem Umgang der Chronisten mit ihren Quellen und mit ihrer Selbstpositionierung gegenüber der historiographischen Tradition zwischen Annahme und Ablehnung (S. Levelt). (d) Ein weiterer (kleiner) Bereich beschäftigt sich schließlich mit dem Verhältnis von Text und Bild in illuminierten Chroniken (O. Ellena). Der Einführungsbeitrag von D. Dumville versucht, der für das Tagungsthema grundlegenden Frage näher zu kommen, was unter einer Chronik überhaupt zu verstehen sei, ohne allerdings eine abschließende Antwort zu geben. Unter Anführung zahlreicher etymologischer, historischer, von der Spätantike bis in das späte Mittelalter hinein reichender Beispiele und unter Beachtung formaler Aspekte, entwirft er eine Ansicht von der Chronik als eines *living text* (21), der Anpassungen an veränderte Rezeptionsbedingungen ausgesetzt war. Die Stärken dieses Aufsatzes liegen sowohl in dem außerordentlich kenntnisreichen und gut belegten Blick auf zeitgenössische Termini und ihre Semantiken als auch in der kritischen Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung. Berücksichtigt man die inhaltliche Vielfalt der Beiträge, so bietet der Sammelband letztlich das, was vom Herausgeber wohl intendiert war, einen querschnittartigen Überblick über gegenwärtige Forschungen, die in unterschiedlichen Ländern und Disziplinen zum *Medieval Chronicle* erfolgen.

Volker Scior, Osnabrück

Bruno Lauriou, Manger au Moyen Âge. Pratiques et discours alimentaires en Europe au XIV^e et XV^e siècles (La vie quotidienne). Paris, Hachette Littératures 2002.

Seit den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts beschäftigt sich Bruno Lauriou intensiv mit der Geschichte der mittelalterlichen Ernährung, mit Kochbüchern sowie Küchen- und Speisepraktiken (vgl. bes. *Le Moyen Âge à table*. Paris 1989; *Le Règne de Taillevent. Livres et pratiques culinaires à la fin du Moyen Âge*. Paris 1997; *Les Livres de cuisine médiévaux*. Turnhout 1997). Er ist einer der führenden Vertreter dieses Fachbereiches in der französischen historischen Forschung. Mit der vorliegenden Publikation legt er – den Zielen der traditionsreichen Reihe ‚La vie quotidienne‘ folgend – ein Werk vor, welches sich an ein breiteres interessiertes Publikum wenden soll. Der Autor nähert sich dem Thema des Essens, vor allem in der Gesellschaft des Spätmittelalters, von unterschiedlichen Ausgangspunkten her an, vom Phänomen des – vorrangig Oberschichtlichen – Geschmacks, der Abhängigkeit von Natur und Umwelt, den Bedingungen und Möglichkeiten der Vorratshaltung sowie von religiösen und kulturellen Normen. Er widmet sich den auf diesen genannten Bedingungen beruhenden und besonders auch sozial sowie von Geschlecht, Alter und Anlass beeinflussten Modellen und Mustern der Ernährungspraxis. Er untersucht die Mahlzeit als sozialen Akt und beschäftigt sich mit Esssitten und der Ausstattung von Tisch bzw. Tafel. Schließlich behandelt er die Küche und das Kochen und berücksichtigt auch hier soziale, wirtschaftliche und anlassbezogene Komponenten. Das Buch ist als sehr brauchbare Einführung in den Themenkreis von Ernährung und Essen im Mittelalter anzuerkennen. Es vermittelt viele Bedingungen, Einflüsse, Praktiken und Muster, welche vor allem für die spätmittelalterliche Situation entscheidend waren bzw. diese widerspiegeln. Der geographische Schwerpunkt der Untersuchung liegt selbstverständlich auf dem französischen Raum. Allgemein zeigt die Studie manche der bekannte Stärken und Schwächen von Überblicksdarstellungen, welche ein breites Publikum ansprechen sollen und die auch allgemein für die Reihe ‚La vie quotidienne‘ recht charakteristisch sind. Für den deutschsprachigen Raum fehlen moderne zusammenfassende Darstellungen zur mittelalterlichen Ernährung, die ihre biologischen, sozialen und kulturellen Aspekte sowie deren Interdependenzen zu berücksichtigen suchen, weitgehend. Daher freut man sich natürlich, überblickende Werke wie jene von Bruno Lauriou aus der französischen Forschung, oder etwa auch vergleichbare Studien von Massimo Montanari aus dem italienischen Raum (bes. *L'alimentazione contadina nell'alto medioevo*. Neapel 1979; *Alimentazione e cultura nel Medioevo*. Rom 1988; *Der Hunger und der Überfluss: Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*. München 1999) nutzen zu können. Eine Übersetzung der Untersuchung von Bruno Lauriou ins Deutsche wäre durchaus zu begrüßen.

Gerhard Jaritz, Budapest/Krems an der Donau

Angelisa Lehmann-Benz, Ulrike Zellmann u. Urban Küsters (Hgg.), *Schnittpunkte. Deutsch-Niederländische Literaturbeziehungen im späten Mittelalter* (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 5), Münster-New York-München-Berlin, Waxmann 2003.

Die neunzehn Artikel des oben genannten Sammelbandes sind das Ergebnis einer Tagung, die im Februar 2000 in Düsseldorf unter dem Titel „Deutsch-niederländische niederländisch-deutsche Literaturbeziehungen im Mittelalter“ stattfand. Die Gliederung des Buches konzentriert sich auf zwei Schwerpunkte. Auf der einen Seite werden die gegenseitige Rezeption und Beeinflussung der niederländischen und deutschen Literatur zwischen dem dreizehnten und dem sechzehnten Jahrhundert beleuchtet. Andererseits steht das literarische Erbe der Region zwischen Rhein und Maas, dem Grenzgebiet des heutigen Deutschland zu den Niederlanden und Belgien, im Mittelpunkt des Interesses. Die Literatur aus diesem historischen Kulturraum wurde von der Forschung bisher recht stiefmütterlich behandelt, da die im neunzehnten Jahrhundert entstandenen Nationalphilologien im allgemeinen wenig Interesse für Texte zeigten, die in gewisser Weise zwischen zwei dominanten Sprachräumen entstanden sind. Am treffendsten drückt dies der frühere Utrechter Hochschullehrer Wim Gerritsen aus, der feststellt, dass der Rhein-Maasraum „von den Niederlanden aus gesehen hinter der Grenze liegt und [...] aus deutscher Perspektive wohl als peripher galt.“ (215) In der Mehrzahl der neunzehn Artikel wird jedoch deutlich, dass ein dergleiches Übergangsgebiet eine Fundgrube für alle diejenigen ist, die sich mit dem Kulturtransfer zwischen zwei Ländern und / oder Sprachgebieten beschäftigen. Stets aufs neue stellt sich heraus, dass die behandelten mittelfränkischen bzw. ripuarischen Texte eine Vermittlerstellung zwischen der mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Tradition einnehmen. Es ist demzufolge auch mehr als gerechtfertigt, wenn Rita Schlusemann (Leipzig) in ihrer Betrachtung über die ripuarische Handschrift des ‚Roman van Heinric ende Margriete van Limborch‘ vor allem auch die Brückenfunktion des Rhein-Maasraums unterstreicht. Die neunzehn Artikel sind in vier Abteilungen gegliedert, die jede für sich die dringende Notwendigkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Germanisten und Niederlandisten unterstreichen. Sechs Artikel, die sich mit mystischen und religiösen Texten aus dem Umkreis der *Devotio moderna* auseinandersetzen, bilden die erste Abteilung. Diese in den östlichen Niederlanden entstandene religiöse Erneuerungsbewegung besaß vor allem während des fünfzehnten Jahrhunderts eine Ausstrahlung bis tief in den deutschen Sprachraum hinein. Dies ist zum Beispiel, wie der Beitrag von Werner Williams-Krapp (Augsburg) zeigt, von besonderer Bedeutung für die Rezeption niederländischer Mystiker wie Hadewijch, Ruusbroec und Hendrik Herp gewesen. Die fünf darauffolgenden Artikel haben die Karlsepiek und die Ritterdichtung zum Thema. Besondere Aufmerksamkeit erfährt dabei die berühmte ‚Karlmeinet‘-Kompilation, ein Werk, das im ripuarischen Raum (Aachen?) entstanden ist und – obwohl möglicherweise bereits 250 Jahre älter – vollständig lediglich in einer Handschrift aus den Jahren 1470/80 überliefert wurde. In der Vergangenheit wurde schon häufiger die Frage aufgeworfen, wie dieses Werk sich zur mittelniederländischen Tradition verhält. Dieses Problem nun zeigt Heike Sievert (Berlin) in einem neuen Licht. Die dritte Abteilung stellt einzelne Handschriften und einen frühen Druck in den Mittelpunkt des Interesses, die, ihren sprachlichen Besonderheiten zufolge, alle aus dem niederländisch-deutschen Grenzgebiet stammen. In den betreffenden Beiträgen geht es stets um eine Analyse von Funktion und Gebrauchskontext der Handschrift bzw. des frühen Drucks. Drei Artikel bilden schließlich die vierte und letzte Abteilung, die sich mit der spätmittelalterlichen Satire- und Narrenliteratur beschäftigt. Von besonderem Interesse sind dabei die in ihrer methodischen Herangehensweise deutlich verschiedenen Beiträge von Herman Pleij (Amsterdam) und Hans Rudolf Velten (Potsdam) über die Figur des Narren in der niederländischen und deutschen Literatur.

Jan Konst, Berlin

Elisabeth Lienert, *Deutsche Antikenromane des Mittelalters* (Grundlagen der Germanistik 39), Berlin, Erich Schmidt 2001.

Der Einfluss antiker Texte auf die mittelhochdeutsche Literatur ist vielfältig, ähnlich vielgestaltig ist auch die Verarbeitung der zentralen antiken Epen. Daher war es ebenso bedauerlich wie auch verständlich, dass es bislang keine Einführung in die deutschen Antikeromane des Mittelalters gab. Elisabeth Lienert hilft diesem Mangel ab, indem sie eine gründliche Übersicht über die deutschen Texte bis in die frühe Neuzeit bietet. Zugleich hält sie aber auch fest, dass sich die Antikenromane nicht zu einer einheitlichen Gattung formieren (180–186), sondern jeweils auf unterschiedliche Weise in Beziehung zu Entwicklungen in anderen Genres treten. Aus dieser Schwierigkeit erwachsen der Einführung ihre Lizenzen. Lienert verwendet den traditionellen Stoffbegriff, um einen gemeinsamen Nenner für den Antikenroman zu finden, und teilt die Texte nach „Stoffkreisen“ ein. Für die Werke ist dann das Präsentationsverfahren je nach Sachlage und Forschungsschwerpunkten variabel, die Basis der Beschreibungen bieten aber stets die anerkannt relevanten Angaben zu Entstehung und literarhistorischer Einordnung der Texte sowie ausführliche problematisierende Inhaltsparaphrasen. Konkret gliedert sich die Darstellung in die Bereiche von

Alexanderroman, Eneasroman, Trojaroman und Apolloniusroman, wobei jeweils auf drei Aspekte besonderen Wert gelegt wird. Erstens hält Lienert die unterschiedlichen Grade der zeitgenössischen Aktualisierungsleistung auf der Ebene der dargestellten Figuren oder Handlungen im Sinne eines höfischen oder ritterlichen Kolorits fest („Medialisierung“). Zweitens legt Lienert, in Konsequenz ihrer eigenen Forschungsschwerpunkte, besonderes Augenmerk auf die Darstellung des Krieges. Und drittens wird das Verhältnis zwischen den Geschlechtern insbesondere am Beispiel der Minnebeziehungen hervorgehoben. Lienert verfolgt diese Schwerpunkte mit Augenmaß und ohne sich auf das Feld der aktuellen kulturanthropologischen Debatten einzulassen. Das ist insofern ein Vorteil, weil auf diese Weise die Zuverlässigkeit der Darstellung gewahrt ist und zugleich der Blick für weitere Aspekte offenbleibt. So geht Lienert bei ihrer Besprechung der Erzählwelt des Trojanerkriegs Konrads von Würzburg zu Recht über ihre Basiskriterien weit hinaus und betont die auffällige Ästhetisierung des Erzählten. Die Ästhetisierung betrifft vor allem auch die Darstellung des Krieges. Daher ist mit Lienert hier die merkwürdige Ambivalenz zwischen moralisch gravierenden Themen wie Kampf und Tod und ihrer ästhetisierend-spielerischen Umsetzung festzuhalten (133f.). Diese Flexibilität zeigt Lienert aber nicht immer, insbesondere nicht bei ihrer Behandlung des Eneasromans Heinrichs von Veldeke. Hier wird der Krieg durch Lienerts Beschreibungssprache eindeutig gewertet: Die Brutalität des Kampfes klingt immer wieder an, was den unerfahrenen Leser vor allem dann auf eine falsche Fährte führen dürfte, wenn er naiv ein modernes Körperkonzept anlegt. Vielleicht wäre hier doch ein kulturanthropologischer Seitenblick nützlich gewesen. Ein Beispiel: Der Zweikampf des Turnus mit Eneas. Es ist faktisch richtig, dass Eneas Turnus schließlich „gnadenlos den Kopf ab(schlägt)“, ihn gewissermaßen „abschlachtet“ (92), obwohl Turnus Eneas um Gnade anfleht. Aber dies ist ein hochsymbolischer Vorgang. Die Gnade scheidet ausdrücklich in der Kommentationsgebärde selbst. Als Turnus seine Hände in die des Eneas legen soll, sieht Eneas den Ring des Pallas, den Turnus getötet und schändlich des Ringes beraubt hatte: Deshalb kann Turnus nicht vergeben werden. Schon die rituelle Gebärde zeigt das notwendige Scheitern der Versöhnung. Die Logik der Symbole schafft so den Begründungszusammenhang, der die einfache Rede von der Gnadenlosigkeit des Eneas problematisch werden lässt. Anderorts ist Lienert um eine bisweilen flotte Sprache bemüht. Wieder am Beispiel Veldekes: Gewiss „macht (Eneas) sich ziemlich ungerührt davon“ (81), nachdem er mit Dido geschlafen hat und diese ihn verzweifelt zum Bleiben auffordert, aber dies ist Teil des Fatums des Helden, also ihm nicht auf eine Art Innerlichkeit anzurechnen. Solche Detailkritik ist freilich insofern wohlfeil, als Lienert über die Materialien in souveräner Weise verfügt und daher natürlich das Recht hat, den Texten auch auf der Deskriptionsebene ihr eigenes Urteil aufzuprägen. Ohnehin nötigt der Kenntnisreichtum, mit dem die Vielzahl der Vorlagen und Textbeziehungen gehandhabt wird, dem Leser Respekt ab. Vor allem die Zwischenstellung der Texte zwischen Geschichtsschreibung und Roman (176) sowie der experimentelle Charakter (186), der aufs Ganze gesehen durch Lienerts Darstellung deutlich wird, kann ein stärkeres Interesse am Antikenroman begründen. Daher wird man diese Einführung in den Antikenroman von nun an zu einem wichtigen Werkzeug im mediävistischen Literaturstudium zählen dürfen.

Hartmut Bleumer, Göttingen

Paul Magdalino (Hg.), *Byzantium in the Year 1000* (The Medieval Mediterranean 45). Leiden, Brill 2003.

Die Mehrzahl der Beiträge dieses Bandes beruht auf Referaten, die im Sommer 2000 auf dem 19. Kongress für Historische Wissenschaften in Oslo gehalten wurden. Dieses Datum zeigt, dass hier gewissermaßen eine Momentaufnahme der politischen und kulturellen Zustände im byzantinischen Reich vor genau tausend Jahren gegeben werden sollte, ein Ziel, das der Band, mit kleineren durch die Themen vorgegebenen zeitlichen Abweichungen, auch überzeugend erreicht hat. Kaiser war damals Basileios II., der von 976 bis 1025 fast ein halbes Jahrhundert regierte. Behandelt werden in diesem Band, teils in Form von Überblicksartikeln und teils durch Einzelstudien zu Spezialfällen, drei Bereiche, nämlich die Entwicklungen in der Gesellschaft, die politische Situation und die Literatur. Die gesellschaftliche Entwicklung wird untersucht in den Beiträgen von Jonathan Shepard über die auswärtige Heiratspolitik – das heißt, vor allem die Ehen der Theophano mit Otto III. und der Anna mit Vladimir von Kiev –, und von Catherine Holmes über die politische Elitenbildung in der Zeit von Basileios II. Mit der innen- und außenpolitische Situation des Reichs befassen sich die Beiträge von Jean-Claude Cheynet über Kleinasien, von Paul Stephenson über die damals heftig mit den Bulgaren umkämpfte Balkanhalbinsel und von Vera von Falkenhausen über die Lage in Süditalien. Der Beitrag von Ludwig Burgmann über die Bemerkungen des Richters Eustathios Rhomaïos zu einem ehrechten Dekret des Patriarchen Sisinnios II. (996–998) leitet über zum literaturhistorischen Teil des Sammelbandes, der zeitlich weiter bis in die erste Hälfte des 10. Jh. zurückgreift. Darin untersuchen anhand ausgewählter Texte Athanasios Markopoulos die Entwicklungstendenzen in der Geschichtsschreibung, Marc Lauthermann die in der Dichtung und Carsten Høgel die in der Hagiographie. Abgeschlossen wird der Band durch den wohl originellsten, vom Herausgeber Paul Magdalino selbst verfassten Aufsatz, der auch als inhaltliche Klam-

mer für die vorangegangenen Beiträge angesehen werden kann. Magdalino geht darin der Frage nach, ob auch in Byzanz die Jahre um 1000, wie das damals in Westeuropa geschah, mit apokalyptischen Endzeiterwartungen verknüpft wurden, und zeigt, dass tatsächlich das Weltende unter anderem mit den Jahren 6500 oder 6533 der byzantinischen Weltära, also 992 und 1025 der christlichen Ära, in Verbindung gebracht wurde. Mit dem Tod des Kaisers Basileios II., unter dem die Macht des Reichs ihren letzten Höhepunkt erreicht hatte, ging also, wenigstens nach einer der konkurrierenden Rechnungen, auch die byzantinische Welt ihrem Ende entgegen.

Albrecht Berger, München

Michael Mecklenburg, Parodie und Pathos. Heldensagenrezeption in der historischen Dietrichepik (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 27). München, Fink 2002.

Jedes Verständnis mittelhochdeutscher Heldendichtung hängt grundlegend ab von ihrer Inbezugsetzung zur Sagentradition einerseits und der Verortung im Horizont zeitgenössischer Literatur andererseits. Ausgehend von dieser alten Erkenntnis nimmt die Dissertation Michael Mecklenburgs (FU-Berlin 1998) eine Neuperspektivierung der historischen Dietrichepik des 13. Jahrhunderts vor – zu der er außer ‚Alpharts Tod‘, das ‚Buch von Bern‘ und die ‚Rabenschlacht‘ auch ‚Biterolf und Dietleib‘ rechnet. Deziert möchte er die Epen nicht als Verfallserscheinung einer (z.T. nur rekonstruierbaren) ursprünglicheren Heldendichtung, sondern als produktive Verarbeitung dieser Tradition ansehen. Zunächst erstellt Mecklenburg in Auseinandersetzung mit der Forschung einen handhabbaren Merkmalskatalog des traditionellen heroischen Ethos: Heroisch ist das rücksichts-, kompromiss- und reflexionslose Handeln des Helden, das, alle Alternativen verweigern, keine Beilegung eines bestehenden Konflikts zulässt. Auf dieser Folie können die je textspezifischen Mischungsverhältnisse altheroischer und zeitgenössisch-literarischer Elemente erörtert werden. In ‚Alpharts Tod‘ trete das heroische Handeln des Protagonisten für ritterlich-höfische Ideale ein, was zwar zu Widersprüchen im Text führe, zugleich aber den Willen zur Modernisierung des Stoffes zeige. Im nächsten Kapitel wird die vielgeschmähte Rührseligkeit des ‚Buchs von Bern‘ und der ‚Rabenschlacht‘ als konsequenter Versuch gedeutet, das im 13. Jahrhundert nicht mehr verstandene heroische in ein (nach neuzeitlichem Verständnis) sentimentales Pathos zu überführen. Im ‚Buch von Bern‘ diene die Darstellung hypertrophen Gefühls und Gefühlsausdrucks der Exemplifizierung idealer *triuwe* zwischen Dietrich von Bern und seinen Gefolgsleuten, während sie in der ‚Rabenschlacht‘ mehr und mehr zum Selbstzweck werde. Diese Differenzierung geht leider nicht in die gleichwohl vielleicht beachtlichste These der Untersuchung ein, dass nämlich dysfunktionaler Gefühlsüberschuss und die Reflexion von Emotionen ein neues Interesse der Heldenepik am Gefühl bezeuge und so einen mentalitätsgeschichtlichen Wandel dokumentiere. Weniger geschlossen wirkt die Untersuchung des ‚Biterolf‘, in dessen dichtem Geflecht parodistischer Bezüge zur Heldendichtung und zum höfischen Roman Mecklenburg dasselbe Phänomen wahrzunehmen meint. Dabei vermisst man indes eine Aufklärung des spezifischen Verhältnisses von Höfischem und Heroischem ebenso wie die Erörterung des Bezugs zum heroischen Ethos. Unklar bleibt vor allem, wieso auch die parodistische Komik des ‚Biterolf‘ „letztendlich nur vor dem Hintergrund eines [...] neuen Ich-Bewusstseins zu erklären“ sein soll (218), setzt sie doch weniger eine Subjektivierung als die Distanzierung vom (geglaubten) Stoff voraus, wie sie ja wohl schon den Waltharius (9./10. Jh.) prägt. Erstaunen weckt die wiederholt geäußerte Ansicht des Verfassers, die Texte versuchten ein von Dichter und Publikum nicht mehr verstandenes (oder vorsichtiger: nicht mehr produzierbares) Ethos in die neue Zeit „hinüber zu retten“. Zum einen fragt man sich: Wozu diese eher hilflose Bewahrung des Unverstandenen – und deshalb wohl auch nicht mehr gesellschaftlich Relevanten? Dass die heldenepischen Stoffe in dieser Form über eine gewisse Nostalgie hinaus noch der Identifikation und Repräsentation adliger Kreise dienen konnten (221), müsste, um nicht bloße Spekulation zu bleiben, jedenfalls weiter untermauert werden. Zum anderen fallen die Texte so doch wieder unter das Verdikt der Verfallserscheinung, auch wenn das nun nicht mehr auf das künstlerische Unvermögen der Dichter, sondern auf besagten mentalitätsgeschichtlichen Wandel zurückgeführt wird. Die Untersuchung der produktiven Heldensagenrezeption im 13. Jahrhundert wird wohl ohne eine Erweiterung des Blickfeldes u. a. auf Literarisierungsstrategien und Konzepte historischer Wahrheit nicht auskommen. Das nicht zu unterschätzende Verdienst des Autors bleibt es, nachfolgender Forschung den Impuls in eine neue Richtung gegeben zu haben.

Cordula Kropik, Jena

Giosuè Musca, Intorno al Medioevo. Napoli, Liguori Editore 2002.

Es gibt ein Mittelalter der Spezialisten, der Akademiker, der Fachleute, d. h. ein Mittelalter der Mediävisten *tout court*, und ein Mittelalter der Gemeinkultur und der Massenmedien. Kino, Theater, Literatur, Journalismus und Radio- und Fernsehsendungen haben sich in der Tat breit an die Epoche des Mittelalters angelehnt, diskutierend, interpretierend, popularisierend, mal in vielfältigsten Erklärungsmustern wiedergebend, mal den tatsächlichen Lauf

der Ereignisse und die charakteristischen Züge der historischen Personen verschleiern oder verändernd. In einer interdisziplinären Vorgehensweise, die sich als Alternative zu den Entwürfen der einzelnen und elitären Forschungsbereiche bietet und nach einer mehrschichtigen und organischen Beziehung zwischen Kultur und Gesellschaft strebt, hat sich die italienische Zeitschrift ‚Quaderni medievali‘, geleitet und gegründet von Giosuè Musca, Mediävist an der Universität Bari, seit dem ersten Band (Juni 1976) vorgenommen, einen Blick auch auf die Gegenwart zu werfen, um das Bild zu analysieren, das im allgemeinen Bewusstsein und innerhalb der verschiedenen Gruppen der in der Kulturarbeit Tätigen, die keine Spezialisten sind, vom Mittelalter existiert, wie auch die Faktoren zu definieren, welche die Festlegung auf verfälschende rhetorische Schemata bestimmt haben. Deshalb hat die in der Zeitschrift regelmäßig erscheinende Rubrik *L'altro Medioevo* („Das andere Mittelalter“) die Frage nach dem Zugang zur wissenschaftlichen Forschung, deren Verbreitung in Italien die Furcht vor der Popularisierung im Wege steht, wieder aufgegriffen. Darin beschäftigen sich die Autoren mit den Mechanismen der Produktion und Übermittlung des gespiegelten und verformten Bildes des Mittelalters in unseren Tagen. In den Band *Intorno al Medioevo* („Rund um das Mittelalter“) hat nun Musca seine Artikel zu diesem Thema aufgenommen, die vom Mittelalter handeln und die in den ‚Quaderni medievali‘ in den Jahren 1976 bis 2001 erschienen sind. Es handelt sich um Beiträge, die ihre Anregungen von verschiedenen Ereignissen erhalten haben, etwa von einigen Fernsehsendungen, die versucht hatten, die Geschichte mittelalterlicher Schlachten nachzustellen („Mittelalterliche Schlachten im Fernsehen“, 5–13; „Die Schlacht von Legnano, 800 Jahre später im Fernsehen“, 15–21) oder die ihr Hauptinteresse auf einzelne Gestalten gerichtet haben („Karl der Große für das Fernsehen“, 23–31). Behandelt werden aber sogleich der Narzissmus von Herrschern und Päpsten des Mittelalters („Mittelalterlicher und moderner Narzissmus“, 33–41), das Theater des Nobelpreisträgers Dario Fo („Das Mittelalter des Dario Fo“, 43–55), Romane von Luigi Malerba (57–69) und Umberto Eco („Das Foucaultsche Pendel“, 71–116 und 117–125; „Baudolino“, 127–146) sowie andere Sujets, vom Gebrauch des PC („Untaten und Wunder der *videoscrittura*“, 177–191), zur Maifeier in Assisi (193–211), kleinere Gelegenheitstexte und einige Schriften in Erinnerung an vier bereits verstorbene Lehrer und Freunde (Agostino Pertusi, 253–256; Roberto Lopez, 257–264; Nicola Cilento, 265–269; Gabriele Pepe, 271–283). Wenn der kleinste gemeinsame Nenner der Arbeiten, die verschiedene Ausgangspunkte haben, das Mittelalter ist, so scheint das Ziel die gesamte Geschichte zu sein, ihr Genuss und ihre Interpretationen, auf welche der Autor gewitzt und immer mit der Fähigkeit zum Entdramatisieren und Entmythologisieren der Ereignisse und der Personen blickt, mit einem subtilen Hauch von Ironie, so sehr, dass er den Leser zugleich nachdenken und lächeln lässt.

Francesca Sivo, Bari

Sankt Galler Nibelungenhandschrift (Cod. Sang. 857). Hg. v. der Stiftsbibliothek St. Gallen und dem Basler Parzival-Projekt (Codices Electronici Sangallenses 1). Baar, Repro Schicker 2003.

Die Sankt Galler Nibelungenhandschrift (Cod. Sang. 857), die ca. 1260 im süddeutschen Raum entstanden ist, gilt als eine der bedeutendsten und ältesten Sammelhandschriften mittelhochdeutscher Epik. Außer dem Nibelungenlied (Fassung *B) umfasst sie die ‚Klage‘, Wolframs von Eschenbach ‚Parzival‘, Strickers ‚Karl der Große‘, Wolframs ‚Willehalm‘ und zudem Verse Friedrichs von Sonnenburg. Überdies gehören zu der Handschrift die heute in Berlin aufbewahrte ‚Kindheit Jesu‘ Konrads von Fußesbrunnen sowie das Fragment E von Konrads von Heimesfurt ‚Unser vrouwen hinvar‘. Die digitalisierten Handschriften werden durch 2 Fragmente ergänzt, die derselben Zeit und demselben Skriptorium zugeordnet werden wie der St. Galler Codex: das Berliner Fragment 44 (Nibelungenhandschrift E) und das Wiener Parzival-Fragment I (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 13070). Bereits die Angaben zum Inhalt der CD verweisen auf ihren besonderen Nutzen, ermöglicht doch die Digitalisierung, den Codex, der aufgrund seines Initialschmuckes byzantinische Einflüsse und die Mitwirkung von Miniaturen einer venezianisch-paduanischen Schule erkennen lässt, mit den ihm zugehörigen Fragmenten als Ganzes zur Kenntnis zu nehmen, so wie er vermutlich zu seiner Entstehungszeit vorgelegen hat. Die Einführung von Michael Scholz enthält einen informativen Überblick über die Geschichte des Codex, der bereits im 18. und 19. Jahrhundert auf großes wissenschaftliches Interesse, etwa bei Johann Jakob Bodmer und Karl Lachmann stieß; in dieser Zeit wurde auch Konrads von Fußesbrunnen ‚Kindheit Jesu‘ dem Konvolut entnommen, ein Vorgang, den man als den ‚Raub der ‚Kindheit Jesu‘“ kennt. Neben der Historie liefert die Einführung eine ausführliche kodikologische Beschreibung der Handschrift. Die elektronische Fassung der Einleitung, die auch als Booklet der CD beigefügt ist, bietet den Service, dass Hinweise auf einzelne Seiten mit den Seiten der Handschrift verlinkt sind, so dass die Erläuterungen per Mausclick unmittelbar anschaulich werden. Die digitale Aufbereitung der Handschrift ermöglicht einen erfreulich praktikablen Zugriff auf die Farbbildungen der einzelnen Seiten. Man kann nach Belieben in dem Codex blättern, Seiten und Bücher bestimmter Werke wählen sowie über die Suchfunktion gezielt einzelne Verse finden. Neben der Ansicht der gewünschten Seite erhält man Angaben zu der Lagenstruktur und zu den

Schreibern. Drei verschiedene Ansichtsformate (50%, 100% und 150%) erlauben es, einen Eindruck von der ganzen Seite zu gewinnen sowie in starker Vergrößerung den Text zu entziffern. Darüber hinaus kann man die Initialen der Handschrift angehen und sie ebenfalls in drei unterschiedlichen Ansichtsgrößen betrachten. Der Menüpunkt „Matenahien“ bietet außer den digitalen Faksimiles Transkriptionen des ‚Nibelungenliedes‘ und der ‚Klage‘ sowie Synopsen mit dem Nibelungenlied- und dem Parzivalfragment. Insgesamt stellt die Digitalisierung des St. Galler Codex eine durchweg gelungene Präsentation der Handschrift dar, die der Forschung einen äußerst komfortablen Zugriff auf einige der wichtigsten epischen Werke des Hochmittelalters bietet. Hinzuzufügen bleibt, dass die Bedienungsanleitung, die sowohl für Windows als auch für Macintosh erstellt ist, eine einfache und schnelle Benutzung erlaubt.

Ruth Sassenhausen, Wuppertal

Jacques Paul, *Du monde et des hommes. Essais sur la perception médiévale* (le temps de l'histoire). Aix-en-Provence. Publications de l'Université de Provence 2003.

Der als Festschrift gedachte Sammelband enthält elf inhaltlich über alle Zeiten und viele Themen des Mittelalters gestreute, sachlich und methodisch aber konsequent zusammengehaltene Aufsätze des Autors, dessen *Histoire intellectuelle de l'Occident médiévale* von 1973 ein Standardwerk geisteswissenschaftlicher Mediävistik bildet. Behandelt werden unter anderem, das klare politische Bild von den Ländern und Völkern in Alkuins Briefen; die einen neuen Zeitgeist widerspiegelnden Rombilder Cibabues im späten 13. Jahrhundert; die Symbolik der Weltherrschaft im Sternemantel Kaiser Heinrichs II., der entsprechenden Himmelskarten folgt; die – hinter den Fakten zurücktretende – Zeitwahrnehmung in den Mirakeln Ludwigs von Anjou; der dem Glauben an das Übernatürliche verpflichtete Wunderglaube im spätmittelalterlichen Marseille im Spiegel derselben, auch quantitativ ausgewerteten Mirakel; die (erst allmählich zunehmende) Reflexion von Ton und Gehör im 12. und 13. Jahrhundert. Andere Aufsätze behandeln Schöpfungsdarstellungen auf einem Teppich des 12. Jahrhunderts aus Gerona, die mit Alkuins Genesiskommentar verglichen werden und teilweise von der orthodoxen Meinung abweichen; die ganz der monastischen Mentalität verpflichteten, spirituell zu verstehenden Dämonenvorstellungen in Guibert von Nogents Autobiographie; die Rechtfertigung des monastischen Lebens bei den frühen Zisterziensern in der Bernhardvita Wilhelms von Saint-Thierry; die Beziehungen zwischen Heiligem und Volk in der Vita Coelestins V. sowie die Kulturdifferenz zwischen Nord- und Südfrankreich. Im Nachwort erläutert der Autor die Entstehungsgeschichte der einzelnen Aufsätze. Stets geht es ihm um die bewusste Sichtweise mittelalterlicher Autoren, die mit originellen Fragen angegangen und methodisch überzeugend herausgearbeitet wird. So bieten die sachlich divergierenden Aufsätze kleine Lehrstücke zur Erforschung mittelalterlicher Vorstellungswelten und Wahrnehmungsweisen mit einem insgesamt interessanten Themenspektrum.

Hans-Werner Goetz, Hamburg

Georg Schwaiger u. Manfred Heim, *Orden und Klöster. Das christliche Mönchtum in der Geschichte* (C.H. Beck, Wissen 2196). München, Beck 2002.

Der Überblick zu Orden und Klöster zerfällt in drei Teile, die für solche Leser, die einen Einstieg in die Themen monastischen Lebens suchen, sicherlich unterschiedlich fruchtbar sein dürften. Der erste Teil, der etwa die Hälfte des Buches einnimmt, zählt die frühen Mönchsgemeinschaften in Ägypten und Vorderasien auf und folgt chronologisch der Entstehung der mittelalterlichen Orden sowie der größeren Laiengemeinschaften bis zur Reformation. Ein Verzeichnis der wichtigsten katholischen Orden mit ihren Gründungsdaten sowie ein Abkürzungsverzeichnis ausgewählter Ordensbezeichnungen findet sich am Schluss des Bandes. Der Leser wird an viele berühmte Namen, große Männer (durch ein Personenregister auffindbar) und bekannte Orte erinnert, die ihm einen „ersten Zugang zur geheimnisvollen Welt der Klöster und Orden“ (8) eröffnen sollen. Wie diese Welt aber nun ausgesehen hat – die monastische Lebensweise ebenso wie die politische, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Welt, die die Klöster umgab – bleibt bis auf wenige Abschnitte eher unklar. Dies mag der Fülle des faktischen Materials zu schulden sein, vielleicht auch der Fachverbundenheit der Autoren, denen so vieles selbstverständlich ist, was denjenigen, die diese Reihe ansprechen möchte, aber heute doch eher fremd sein dürfte. Demgegenüber bietet der zweite Teil einen anderen Zugang. Hier werden das Wirken der wenigen neu gegründeten, männlichen wie weiblichen religiösen Gemeinschaften wie der Jesuiten und der englischen Fräulein ebenso wie die Anpassungsbemühungen der im Mittelalter entstandenen Orden auf dem Hintergrund der allgemeinen politischen Verhältnisse dargestellt, die stets auch entscheidend für die Existenzbedingungen der Ordensgemeinschaften waren. Der dritte Teil unterstreicht die kulturellen Leistungen, die Klöstern und Ordens zuzuschreiben sind, wie z. B. verschiedene Formen der mittelalterlichen Wissensorganisation, das Bibliothekswesen und die karitativen Einrichtungen und erläutert sehr ausführlich

und anschaulich das klösterliche Schulwesen. Kloster Ettal schließlich wird als Beispiel für ein lebendiges Kloster heute geschildert, das die Herausforderungen der Gegenwart, einschließlich betriebswirtschaftlicher Organisationsformen, erfolgreich angenommen hat. Wer sich bereits in der Materie auskennt, findet in dem Band eine hilfreiche Erinnerungsstütze; wer sich noch einarbeiten muss, wird hoffentlich am Ende zu vielen Fragen bezüglich der verschiedenen Aspekte des christlichen Mönchtums und der unterschiedlichen Facetten seiner Lebenswirklichkeit im jeweiligen geschichtlichen Kontext angeregt worden sein.

Gudrun Gleba, Oldenburg

Rainer C. Schwinges u. Klaus Wriedt (Hg.). Gesandtschafts- und Botenwesen im spätmittelalterlichen Europa (Vorträge und Forschungen 60). Ostfildern, Thorbecke 2003.

Von einer kurzen Einführung der Herausgeber und einem Beitrag von P. Johanek umrahmt, vereint der Band zehn Aufsätze, die fast alle aus Vorträgen auf der Frühjahrstagung 2001 des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterl. Geschichte hervorgingen. Das Thema wird mit Blick auf unterschiedliche Regionen und unter verschiedenen Perspektiven behandelt, und die meisten Beiträge folgen im Aufbau vier, von den Herausgebern vorab gegebenen Orientierungspunkten: (a) verhandelnde Personen, (b) Örtlichkeiten, (c) Sprachen/Verständigung, (d) Formalia/Zeremoniell. Mit diesen „Vorgaben“ sollte zugunsten einer typologisch-komparatistischen Vorgehensweise auf ein Nebeneinander von Einzelfallstudien verzichtet werden, um insgesamt die Differenzen im spätmittelalterl. europäischen Gesandtschaftswesen herauszuarbeiten. Sowohl der erste Beitrag (Th. Haye) als auch der letzte (M. Kintzinger) sind eher systematisch angelegt: Haye behandelt den bislang vernachlässigten Aspekt der Verhandlungssprache und damit zusammenhängende Probleme. Er zeigt kulturelle, politische und pragmatische Gründe auf, aus denen sich das Lateinische als kommunikatives „Medium“ (22) gut als Diplomatiesprache eignete. Kintzinger betrachtet das Geleit für Gesandte nicht nur als Rechtsform des Personenschutzes, sondern auch als Instrument der politischen Kommunikation. In seinem äußerst dicht belegten und instruktiven Beitrag, der das Thema unter einer westeuropäisch vergleichenden Perspektive betrachtet und in einem Exkurs den interdisziplinären Forschungsstand zusammenfasst, arbeitet er die späteren funktionalen Ausdifferenzierungen des Geleits auf der Basis früh- und hochmittelalterl. Traditionen heraus und zeichnet die Entwicklung von einem allgemeinen königlichen Reisegeleit hin zu einem spezifischen Gesandtengeleit nach. W. Maleczek thematisiert das päpstliche Legatenwesen des 14. und 15. Jh.; K.-P. Matschke behandelt die Folgen der inneren und äußeren Krisen im Byzanz des 14. Jh. für die Diplomatie, die sich in Reisen – sogar der Kaiser selbst – zur Einwerbung finanzieller und personeller Hilfe aus dem lat. Westen niederschlugen. A. Reitemeier betrachtet den Gesandtenalltag anhand des diplomatischen Protokolls und vergleicht am Beispiel zweier Gesandtschaften des Jahres 1415 engl.-frz. und engl.-hansische Beziehungen mit Ausblicken auf die Zeit des Hundertjährigen Kriegs. Th. Riis fokussiert auf das mittelalterl. Nordeuropa und wendet sich Hamburgs diplomatischen Vertretungen im 15. Jh. zu. Chr. Lutter thematisiert mit Blick auf Verhandlungen zwischen der Republik Venedig und Maximilian I. organisatorische und technische Rahmenbedingungen der Kommunikation, aber auch die diplomatische Praxis und die Funktion des Zeremoniells, die sie v. a. in der Publikmachung des Verhandlungsanlasses und des Selbstverständnisses der Verhandelnden sieht. P.-J. Heinig konstatiert mit Blick auf die Stellung des röm.-dt. Herrscherhofs, insbesondere unter Friedrich III. und Maximilian I., innerhalb des europ. Gesandtschaftssystems, die „Defizite“ der kaiserl. Diplomatie um 1500 seien in der älteren, fast ausschließlich auf Renaissance-Italien gerichteten Forschung übertrieben worden. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der spätmittelalterl. Eidgenossenschaft. K. Hübner behandelt Entwicklung und Organisation des Berner Botenwesens. Ein differenziertes, hierarchisch abgestuftes Botensystem habe eine herausragende Bedeutung für die städtische Kommunikation erlangt und gar zu einer Art „Berufsstolz“ geführt (286). A. Würzler betrachtet, v. a. anhand der sog. „Tagsatzungen“, die diplomatische Praxis in der Eidgenossenschaft von 1470 bis 1520, die sich nicht zuletzt aufgrund ihrer kommunal-föderalistischen Verfassung vom anders organisierten Europa abhob, was wiederum Folgen für die Struktur des Gesandtschaftswesens hatte. Die Schwerpunkte der Tagungsdiskussionen zusammenfassend, weist P. Johanek auf die Bedeutung des früh- und hochmittelalterl. Gesandtschaftswesens hin, das, freilich auch aufgrund des zeitlich begrenzten Tagungsthemas, nur selten angesprochen wird. Gleiches ließe sich auch von der Definition grundlegender Begriffe, wie „Boten“ und „Gesandte“, sagen, die zuweilen austauschbar scheinen, zuweilen nicht, und auch eine interdisziplinäre Herangehensweise, der insbesondere Kintzinger Rechnung trägt, kommt oft zu kurz. Dennoch bietet der Band alles in allem tiefere Einsichten in Struktur und Entwicklung des spätmittelalterl. Boten- und Gesandtschaftswesens. Wer zu diesem Thema arbeitet, kommt um ihn nicht herum. Ein ausführliches Register rundet ihn ab.

Volker Scior, Osnabrück

Harm von Seggern, Herrschermedien im Spätmittelalter. Studien zur Informationsübermittlung im burgundischen Staat unter Karl dem Kühnen (Kieler Historische Studien 41). Ostfildern: Thorbecke 2003.

Die vorgelegte Studie beruht im Wesentlichen auf einer im Jahr 1999 in Trier vorgelegten Dissertation, deren Gutachter Franz Irsigler und Werner Paravicini waren. In ihrer Konzeption schließt sie an die aktuelle Diskussion in der mittelalterlichen Kommunikations- und Mediengeschichte an, mit besonderem Schwerpunkt auf dem fürstlichen Botenwesen, das sich, abgesehen von kleineren Arbeiten zum spätmittelalterlichen Briefwesen, bisher als Desiderat der Forschung darstellt. In der Dissertation werden regionale Verbreitung von Herrschermedien, Nachrichtenwege, personale und technische Träger des Informationsnetzes sowie die Herstellung von Öffentlichkeit durch Herrschermedien am Beispiel der Grafschaft Holland unter der Regentschaft des Burgunderherzogs Karl im Zeitraum von 1468 bis 1474 an ausgewählten historischen Ereignissen (Hochzeit Herzog Karls mit Margaretha von York, Neusser Krieg, Treffen Herzog Karls mit Kaiser Friedrich in Trier, Landung König Eduards IV. von England in Holland) untersucht. Wichtigste Quellengrundlage sind Rechnungen des burgundischen Hofes und seiner Amtsträger, Rechnungen der Städte Leiden und Haarlem sowie in geringerem Umfang Protokolle und erzählende Darstellungen. Im einleitenden Teil öffnet Harm von Seggern ein weites thematisches Untersuchungsfeld, welches den Bogen spannt von Formen der mündlichen Textübermittlung, akustischen und visuellen Zeichen bis zum Botenwesen des burgundischen Herzogs, worin u. a. Sprüche, Lieder, Spielleute, Glocken, Wappen, öffentliche Aushänge bzw. Kennzeichen der Boten nicht nur aus Perspektive der Geschichtsforschung abgearbeitet werden. Der nachfolgende Teil ist dem Botenwesen des burgundischen Herzogs gewidmet, der detaillierte Aussagen zu Reisewegen, -dauer, sozialen Hintergründen, Aufgaben und Anzahl der beschäftigten Boten sowie die Gründe für das Aussenden von Boten trifft. In diesem Sinn wird Mediengeschichte als ein Teil der mittelalterlichen Verwaltungsgeschichte verstanden. Im letzten Teil greift die Studie an die anfangs geschilderte Vielfalt in der Anwendung von Medien zurück: Informationswege, herzogliche Nachrichtenkontrolle und die Nachrichtenquellen werden eingehender Untersuchung unterzogen. Jedoch zeigen sich hier nicht zu unterschätzende Probleme, was Zielsetzung und Aussagekraft der ausgewerteten Quellen anbelangen. Z. B. können über die Nachrichtenverbreitung der Hochzeit Herzog Karls oder die Funktion von Herolden und Spielleuten bei der Ausbreitung von Nachrichten kaum konkrete Aussagen getroffen, als vielmehr Vermutungen angestellt werden. Die in Aussicht gestellte Untersuchung der vielfältigen Medien bei überregionalen herrschaftlichen Höhepunkten findet z. T. nur in Fußnoten Widerhall (vgl. zur Funktion der Spielleute: 311, Fußnote 9). Auch die Überschriften der einzelnen Kapitel im letzten Teil lassen in dieser Sicht zu wünschen übrig. Ein Sachregister zur besseren Handhabung der recht umfangreichen Arbeit (400 S., exkl. Anhang) wäre wünschenswert gewesen. Am Ende stehen aber gesicherte Antworten auf die einleitenden Fragen zur Reichweite (Zielgruppen) der Herrschermedien bis in die dörfliche Gemeinschaft, zur Infrastruktur der Nachrichtenübermittlung, beruhend besonders auf landesherrliche Administration, Städte und adliges Beziehungsnetz, sowie zur zentralen Strukturierung der Öffentlichkeitsforen. Was Herrschermedien im Gegensatz zu anderen Medien auszeichnet, bleibt am Schluss aber offen. Ein starker Diskussionsbedarf besteht sicherlich zu den abschließenden Ausführungen zur Hierarchisierung der Medien (1. Schrift, 2. konventionelle Zeichensysteme, 3. mündliche Mitteilungsformen), die in ihrer Fragestellung u. a. auf die Greifswalder Vortragsreihe Medien der Kommunikation im Mittelalter zurückgreift (Spieß, Medien, 2003). Man wird fragen müssen, ob die Quellengrundlage der Studie für dieses Modell nicht zu klein gefasst ist. Trotz der Einwände stellt die Dissertation einen grundlegenden Beitrag zum fürstlichen Botenwesen dar, der durch seine solide Einführung in die Forschungsdiskussion zur Medien- und Kommunikationsgeschichte unerlässlich für Folgearbeiten sein wird.

Mario Müller, Potsdam

Florian Steger u. Kay Peter Jankrift (Hg.), Gesundheit – Krankheit. Kulturtransfer medizinischen Wissens von der Spätantike bis in die Frühe Neuzeit (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 55). Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2004.

Der Sammelband ist das Ergebnis eines Rundgesprächs zum Thema ‚Wissen zwischen Brücken und Brüchen. Der Umgang mit Gesundheit und Krankheit in kulturellen Kontexten von der Spätantike bis zur Reformation‘, das Ende 2002 im Rahmen des Erlanger Graduiertenkollegs ‚Kulturtransfer im europäischen Mittelalter‘ stattfand. So mag sich erklären, dass ‚Kulturtransfer‘ zwar im Titel vorkommt, aber in den meisten (natürlich trotzdem lesenswerten) Beiträgen eher nebenbei thematisiert wird. Nach einer theoretischen Einführung der Herausgeber zur Methode des Vergleichens sowie zu den Begriffen ‚Kultur‘, ‚Kulturtransfer‘ und ‚Europa‘ bildet Mischa Meiers Beitrag zu den mentalitätengeschichtlich relevanten Folgen der ‚Pest‘ im 6. Jahrhundert den Auftakt. Es geht darin um eine Ablösung der klassizistischen Historiographie durch die Kirchengeschichte, die im Gegensatz zu ersterer ein Interpretationsangebot machen kann. Gernot Kirchner beschäftigt sich mit der Bedeutung von Heilungswundern im

(autobiographisch beeinflussten) *vir Dei*-Konzept Gregors von Tours, der beachtliches medizinisches Wissen erkennen lässt. Zum Vergleich werden die Wundervorstellungen bei Augustinus, Orosius und Sulpicius Severus sowie weitere frühmittelalterliche Mirakel-Beschreibungen herangezogen. Peregrine Horden geht der Frage nach, ob das christliche Hospital der Spätantike eine neuartige Phänomen sei oder Vorläufer habe. Die Vorgänge in Antiochia in den 340er Jahren lassen die Spitalgründung als öffentlichkeitswirksame Maßnahme des arianischen Bischofs erscheinen, die die sinnvolle Verwendung von eingehenden Geldmitteln zeigen sollte und die dann in Konstantinopel und anderswo aufgegriffen wurde. Die Versorgung der Hospitaliten wird später von John Henderson für italienische Einrichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts untersucht. Johannes Pahlitzsch gibt einen Überblick über das Wirken melkitischer, jüdischer und samaritanischer Ärzte in Ägypten und Syrien zur Zeit der Kreuzzüge, die nicht nur speziell medizinische, sondern auch religiös-kulturelle Netzwerke bildeten und zwischen den Kreuzfahrerstaaten und deren Nachbarschaft eine Vermittlerrolle einnahmen. Räumlich und zeitlich ähnlich verortet sind die Quellen von Piers D. Mitchell, der dort nach Beweisen für geplante Operationen sucht und bei Jean de Joinville und Usama ibn Munqidh fündig wird. Kay Peter Jankrift widmet sich der wissensvermittelnden Rolle jüdischer Gelehrter und vergleicht dabei ihre soziale Stellung im Deutschen Reich mit derjenigen in Spanien und der Provence. Die Streitkultur des 16. Jahrhunderts unter gelehrten Medizinern beleuchtet Renate Wittern am Beispiel der Gegner von Andreas Vesal, der gegen „konservative“ Widerstände die Sektion als angemessene Forschungsmethode der Anatomie einführte. Daniel Schäfer verfolgt die Rezeption antiker Kenntnisse über das Alter in der frühneuzeitlichen Fachliteratur und den Abschluss bildet Sandra Pott, die sich mit der Poetisierung medizinischen Wissens bei Hans Folz beschäftigt.

Ortrun Riha, Leipzig

Monika Suchan, Macht verschafft sich Moral? Gewalt in der Politik der Reformpäpste (Beiträge zur Friedensethik 34). Stuttgart, Kohlhammer 2002.

Die wohl aus einem Vortrag hervorgegangene Publikation von Monika Suchan greift grundlegende Fragen der Umbruchzeit des 11./12. Jahrhunderts auf. Einige dieser Fragen hatte sie schon in ihrer Dissertation (Königsherrschaft im Streitpunkt. Konfliktaustrag in der Regierungszeit Heinrichs IV. zwischen Gewalt, Gespräch und Schriftlichkeit [Monographien zur Geschichte des Mittelalters 42] Stuttgart 1997) dargelegt. Es geht vor allem um das Problem, inwieweit die Päpste der Reformzeit, denen es unter anderem um die Verbote von Simonie und Priesterehe sowie um die Zurückdrängung des Laieneinflusses in der Kirche und um eine Stärkung der Stellung des Bischofs von Rom ging, durch den Ausbau ihrer eigenen Machtposition auch die Frage der Gewalt in völlig neuartiger Form definierten. Damit greift die Verfasserin Fragen auf, die meistens im Zusammenhang der Vorgeschichte der Kreuzzüge diskutiert wurden. Seit dem klassischen Werk von Carl Erdmann zur Entstehung des Kreuzzugsgedankens (1935) ist immer wieder darauf verwiesen worden, dass sich in der Zeit des Reformpapsttums auch das Verhältnis zu Gewalt in Theorie und Praxis änderte. Demgegenüber stellt Monika Suchan die These auf, dass die verschiedenen Konflikte, in die das Papsttum seit Leo IX. verstrickt wurden, nicht nur mit Blick auf die Entwicklung der Kreuzzüge gelesen werden sollten, sondern in ihren je eigenen Konfliktzusammenhängen gewürdigt werden müssten. Sie sieht die Schwierigkeit, diese Aktionen immer nur mit Blick auf spätere Konflikte zu interpretieren, vor allem darin, dass zu viel Unterschiedliches mit dem gleichen Maßstab gemessen wird. Deshalb sind für sie die Rahmenbedingungen von großer Bedeutung. Im Einzelnen untersucht die Verfasserin dann die verschiedenen Aktionen seit Leo IX., besonders dessen Normannenkrieg aus dem Jahr 1053, die Aktionen Alexanders II. und vor allem die Konflikte Gregors VII. und Urbans II. Alle diese Auseinandersetzungen werden in ihrer jeweiligen Situation erläutert und daher differenziert dargestellt. Verpflichtet ist Suchan dabei den neueren Forschungen über Konfliktlösung durch Vermittler nach ganz bestimmten Spielregeln. An der Situation, vor der sich insbesondere Gregor VII. befand, war neu, dass dessen weltlicher Partner, der einstmals Garant und Schutzherr der Kirche gewesen war, nun in dieser Funktion ausfiel und somit auch die Kirche selbst Konfliktpartei wurde. Dies führte nach Ansicht der Verfasserin dazu, dass das bisher schon zu Gebote stehende Arsenal an Handlungsmöglichkeiten in neuer Art und Weise ausgeschöpft wurde bzw. ausgeschöpft werden musste. Auch Urban II. sei durchaus einem „traditionellen Selbstverständnis eines obersten geistlichen Hirten der Kirche“ (30) verpflichtet. Unter ihm galt nämlich weiter die Buße für das Töten im Krieg, jedoch gewann der Aspekt der Intention der Handlungen (im Anschluss an die Forschungen von Alfons Becker) an Gewicht. Deshalb könne man den Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ auf die Theorie und Praxis der Päpste im 11. und beginnenden 12. Jahrhundert nicht anwenden (31). Suchan macht in ihrem Abriss deutlich, wie fruchtbar es sein kann, bestimmte Zusammenhänge nicht immer nur mit Blick auf eine spätere Verdichtung (hier in der Kreuzzugsbewegung) zu lesen. Bei solchen Interpretationen bleibt es nicht aus, dass andere Aspekte notgedrungen etwas zu stark in den Hintergrund rücken. Die Entwicklung der Vorstellungen

vom Ablass, vom Martyrium und andere Aspekte werden deshalb als eher traditionelle Mittel interpretiert. Ob dies allerdings der neuartigen Konzipierung im 11. Jahrhundert in jeder Hinsicht gerecht wird, bleibt zumindest unsicher. Jedoch bleibt Suchans Anliegen berechtigt, danach zu fragen, inwieweit die verwendeten Mittel nicht gleichsam auch dem klassischen „Arsenal“ entstammten und situationsgerecht eingesetzt wurden. Diese Perspektive macht den kurzen Essay lesenswert und anregend.

Klaus Herbers, Erlangen

Elaine Treharne (Hg.), *Writing Gender and Genre in Medieval Literature: Approaches to Old and Middle English Texts* (Essays and Studies 55). Woodbridge, D.S. Brewer 2002.

In diesem schön präsentierten Band vereint Elaine Treharne sechs Studien, die sowohl altenglische als auch mittelenglische Texte untersuchen. Diese epochenübergreifende Spannweite wie auch die Unterschiedlichkeit der behandelten Texte werden jedoch durch einen gemeinsamen theoretischen Fokus relativiert. „Was“, so die zentrale Frage, „bedeutet es, Mann oder Frau, Ehemann oder Ehefrau, Sohn oder Tochter, Liebhaber oder Geliebte im jeweiligen textspezifischen Kontext zu sein?“ Hugh Magennis untersucht die Rolle Judiths im gleichnamigen altenglischen Gedicht. Geschickt arbeitet er den Kontrast zwischen Judiths Person, die dem traditionellen angelsächsischen Frauenideal verpflichtet ist, und Judiths „untypischer“ Heldenrolle heraus und kommt so zur Erkenntnis, dass es gerade diese Diskrepanz ist, die der Erzählung eine besondere Eindrücklichkeit verleiht. Die Legende der Heiligen Veronika ist der Gegenstand von Mary Swans „literarisch-archäologischer Detektivgeschichte“. Die Verfasserin sammelt, sichtet und interpretiert die verstreuten Hinweise auf die mögliche Existenz der Veronikalegende in altenglischer Zeit und gelangt so zum (für den Leser gut nachvollziehbaren) Schluss, dass die im späten Mittelalter populäre Version des Schweißtüch Christi wohl bereits im England des 11. Jahrhunderts bekannt war. David Salters Diskussion der Rolle der Ehefrau und Mutter in den beiden mittelenglischen Romanzen ‚Octavian‘ und ‚Kyng Alisaunder‘ zeigt die ambivalente Einstellung zur Frau in diesem Genre auf. Während die positiven wie auch negativen Rollenmodelle in ‚Octavian‘ klar getrennt auf zwei Figuren (die Kaiserin und ihre Schwiegermutter) verteilt werden, findet sich in ‚Kyng Alisaunder‘ keine solche einfache Lösung. In dieser Romanze vereint die Figur von Olympias beide Aspekte in sich und verkörpert damit noch klarer das von Salter konstatierte Unbehagen gegenüber den Frauen in dem Romanzengenre. Absolon, der unglückliche Protagonist von Chaucers ‚Die Erzählung des Müllers‘, wurde bisher von den Kritikern sehr oft als „feminine“ Figur gesehen. Greg Walker untersucht die textliche Evidenz neu und vergleicht Absolons Verhalten mit demjenigen von „typischen“ Romanzenhelden (Palamon, Gawain). Aufgrund seiner Ausführungen korrigiert Walker die bisherige Interpretation Absolons dahin, dass er nicht so sehr einen femininen Typus darstellt, sondern den klerikalen Typus des Marienverehrs, den es in ein Fabliau verschlagen hat. Es geht dabei weniger um die sexuelle oder geschlechtliche Identität Absolons selbst, sondern um die Ideen und Vorstellungen über Sex, Frauen und Männer, als deren Träger er dargestellt wird. Einen soziolinguistischen Ansatz wählt Elaine Treharne in ihrer Untersuchung des ‚Prologs der Frau aus Bath‘. Sie demonstriert in überzeugender Weise, dass Chaucer in seiner Darstellung der Frau aus Bath auf gendertypische Stereotype zurückgreift, was sich stark in ihrem Sprachgebrauch niederschlägt – weshalb die Frau aus Bath in der Tat als „stereotype confirmed“ gelten kann. Im letzten Beitrag steht ‚Die Erzählung der Priorin‘ mit ihrem mehr als nur latenten Antisemitismus im Zentrum. Die Autorin, Anne Marie d’Arcy, verknüpft die Einstellung der Priorin mit den im 14. Jahrhundert verstärkt in Erscheinung tretenden pietistischen Strömungen und zeigt ein von den Kritikern bisher übersehenes theologisch-rhetorisches Potential der Priorin auf. Zwar sind nicht alle Beiträge in gleichem Maße dem Thema ‚Gender and Genre‘ verpflichtet – Swahns exzellenter Aufsatz, zum Beispiel, kann nur mit sehr viel gutem Willen als für die Geschlechter- und Genrefrage relevant gesehen werden – doch sind sie durchweg von hoher Qualität und der Leser ist nach der Lektüre durchaus geneigt, der Herausgeberin etwaige durch den Titel hervorgerufenen, jedoch durch den tatsächlichen Inhalt enttäuschten Erwartungen zu vergeben.

Thomas Honegger, Jena

Dagmar Unverhau (Hg.), *Geschichtsdeutung auf alten Karten. Archäologie und Geschichte* (Wolfenbütteler Forschungen 101). Wiesbaden, Harrassowitz 2003.

Der Tagungsband erschien als Nachlese zum 46. Wolfenbütteler Symposium, dessen Ablauf die Gliederung entspricht: *I. Signa und Imagines unterschiedlicher Weltsichten* widmet sich frühen europäischen und arabischen Karten, die vorwiegend als symbolische Illustration tradierter Texte zu betrachten sind. *II. Neue Weltbilder mit tradierten Weltdeutungen?* erörtert eindrucksvoll die tiefe Wandlung des Weltbildes im Kielwasser der portugiesischen Entdeckungsfahrten, deren empirische Wahrnehmung sukzessive Kartenbilder zu einer Quelle auch der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung macht. *III. Geschichtskartographisches* behandelt die Anfänge der gezielten

Kartographie antiker und mittelalterlicher Ereignisse zu Beginn der Neuzeit. Im 18. Jahrhundert weitet sich der Blick auf die Geschichte außereuropäischen Kulturen auch zu didaktischen Zwecken. Am Ende dieser Entwicklung steht die manipulative Wirkung historischer Karten des altdeutschen „Flickenteppichs“ als Instrument der preußischen Einigungspolitik im 19. Jahrhundert. *IV. Versunkene Welten* beleuchtet frühe kartographische Annäherungen an die Antike. So kompilierte die *tabula Peutingeriana* in mittelalterlicher Manier antike Itinerare, dagegen richtete sich im 18. Jahrhundert der Forschergeist auf die sichtbaren Zeugnisse und ließ die ersten Kartierungen historischer Plätze und Ruinen entstehen. *V. Welterfassung im Dienste herrschaftlicher Instrumentalisierung* erweist die Ausübung von Herrschaft als wichtigstes Motiv moderner Kartographie. Neben der offensichtlichen Abbildung zeitgenössischer Realität enthalten die meist militärisch geprägten modernen Vermessungswerke allerdings eine bemerkenswerte Vielschichtigkeit, die auch ikonologische Subtexte erkennen lässt. Der Schwerpunkt des Sammelbandes liegt somit auf der Auseinandersetzung mit historischen Karten als Geschichtsquelle. Dagegen ist der Untertitel irreführend, denn Archäologie spielt nur eine Nebenrolle; lediglich der Abschnitt „Versunkene Welten“ berührt die Forschungsgeschichte der (klassischen) Altertumskunde. Erörterungen zum Quellenwert historischer Karten für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit fehlen völlig – bis auf Randbemerkungen zu den portugiesischen *padraós* (133). Dennoch ist das Spektrum geographischer, historischer und kunstgeschichtlicher Beiträge erfreulich breit und lässt keine weiteren Aspekte missen. Verzeihlich ist deshalb ein genretypischer Makel: Die meisten enthaltenen Aufsätze berücksichtigen allenfalls den Forschungsstand des Tagungsjahres 1999. Hierbei handelt es sich keineswegs um ein Problem der verzögerten Drucklegung wie die Abhandlung von Kai Brodersen (289–298) zur *tabula Peutingeriana* eindrucksvoll beweist, die fast die Hälfte aller nach dem Tagungsjahr datierten Zitate des gesamten Bandes stellt. Die solide gebundene handwerkliche Ausführung rechtfertigt einen Teil des stolzen Preises, es wäre jedoch durchaus erwägenswert, ob ein kompakterer Satz mit weniger Leerflächen eine Kostensenkung ermöglicht hätte. Erfreulich ist auch die hohe Zahl farbiger Darstellungen, insbesondere die Wiedergaben historischer Karten gewinnen so erheblich an Lesbarkeit. Leider wird dieser Vorteil durch die mangelhafte Bildbearbeitung teilweise wieder kompensiert, so wirken neben der Vielzahl kontrastarmer und fehlfarbiger Reproduktionen (z. B. 280) die schlecht ausgeleuchteten Vorlagen (z. B. 273) oder gar der Daumen des Fotografen (284) geradezu amüsant. Fazit: Der jüngste Band der Wolfenbütteler Forschungen bietet eine gelungene Übersicht über den jüngeren Forschungsstand zur Kartographie am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Er beleuchtet ferner interessante Aspekte zur Entstehung der klassischen Archäologie und der modernen Kartographie. Somit stellt er durchaus eine Abrundung des Bestandes von Fachbibliotheken dar und sollte auch in den Handapparaten interessierter Gelehrter nicht fehlen.

Rainer Atzbach, Marburg

Johannes Bernhard Uphus, *Der Horos des Zweiten Konzils von Nizäa 787. Interpretation und Kommentar auf der Grundlage der Konzilsakten mit besonderer Berücksichtigung der Bilderfrage* (Konziliengeschichte. Reihe B: Untersuchungen 9). Paderborn/München/Wien/ Zürich, Schöningh 2004.

Innerhalb der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte und Kultur des byzantinischen Reiches kommt dem byzantinischen Bilderstreit aufgrund seiner kirchen- und theologiegeschichtlichen Bedeutung eine zentrale Rolle zu. Die von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn im Wintersemester 2001/02 angenommene Dissertation behandelt mit dem Horos des Zweiten Nizänums einen der wichtigsten ikonentheologischen Texte aus der Zeit des Bilderstreites. Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, den Horos im Vergleich mit gattungsverwandten Texten früherer Konzilien und weiteren Texten, die im Zusammenhang mit dem Zweiten Nizänum überliefert sind und dem Horos in inhaltlicher Hinsicht nahe stehen, zu interpretieren und so die Ikonenauffassung des Konzils möglichst genau zu erfassen. Als entscheidendes Argument für die Berechtigung der Ikonen auf dem Konzil von 787 wird ihre Zugehörigkeit zur kirchlichen Überlieferung herausgearbeitet, die ihrerseits in der Bezogenheit der Ikonen zur Menschwerdung des Logos begründet ist. Die Analyse des Horos geschieht in Sinnabschnitten in ständiger Auseinandersetzung mit der Ekphrasis der vierten Sitzung, einer ersten ausführlicheren Stellungnahme des Konzils zur Ikonenfrage, sowie dem in der sechsten Sitzung abschnittsweise verlesenen und in der sogenannten Refutatio widerlegten Horos der ikonoklastischen Synode von Hieria vom Jahre 754. Durch die Einbeziehung der in Hieria aufgeworfenen Themen, ihrer Diskussion in der Refutatio und ihres Niederschlages im Horos kommt der Verf. nicht nur zu einer ausführlich begründeten Theologie der Ikone auf dem Konzil von 787, sondern bietet indirekt auf beispielhafte Weise auch einen Kommentar zum Horos von 754 und seiner Widerlegung. Während die Ursachen und Hintergründe, die zum Zweiten Konzil von Nikaia geführt haben, weitgehend geklärt zu sein scheinen, befindet sich die Frage der Überlieferung der Konzilsakten weiterhin in einer z.T. kontrovers geführten Diskussion. Es ist inzwischen unbestritten, dass die Akten verschiedene Erweiterungen und Überar-

beitungen erfahren haben und dass Texte, die auf den einzelnen Sitzungen verlesen wurden, ihrerseits oft falsch zugeschrieben und interpoliert worden sind. Ein schwieriges Unterfangen ist es allerdings, die verschiedenen Schichten, wo Redaktoren oder Interpolatoren am Werk waren, zu trennen. Der Verf. entzieht sich dieser Arbeit dadurch, dass er auf die bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Rahmen der *Acta Conciliorum Oecumenicorum* durch Erich Lamberz in Vorbereitung befindliche Neuedition der Akten hinweist und für seine Behandlung von einem einheitlichen Textbestand ausgeht. Selbst wenn der Verf. an der Tragweite der Thesen von Paul Speck (Die Interpolationen in den Akten des Konzils von 787 und die *Libri Carolini*, 1998) hinsichtlich des Umfangs der Interpolationen in den Akten von 787 und der Echtheit der *Libri Carolini* Zweifel hegt, wäre bei allem Vorbehalt hinsichtlich der Unsicherheit des Textes eine Auseinandersetzung mit den Thesen von Speck sowie an der einen oder anderen Stelle ein Hinweis auf dessen Forschungsergebnisse angebracht gewesen. Indem in der Arbeit ein Teil der Diskussion ausgeblendet wird, erscheinen die Probleme, die mit der Überlieferung der Akten verbunden sind, in einem größeren Maße gelöst, als sie es in Wirklichkeit sind. Solange die Frage nach dem Textbestand der Akten nicht befriedigend geklärt ist, können letztlich aber auch alle Aussagen zur Ikonentheologie, wie sie in den Akten des Konzils von 787 vorliegt, nur vorläufigen Charakter haben.

Claudia Sode, Berlin

Klaus van Eickels, Vom inszenierten Konsens zum systematisierten Konflikt. Die englisch-französischen Beziehungen und ihre Wahrnehmung an der Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter (Mittelalterforschungen 10). Stuttgart, Thorbecke 2002.

Die Bamberger Habilitationsschrift (2001) Klaus van Eickels' wartet mit einer detaillierten Gliederung auf, die auf einen Blick inhaltliche wie methodische Eckpunkte erkennen lässt. Dem Mittelpunkt seiner Untersuchung, der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem englischen und dem französischen König, dessen Wahrnehmung in Historiographie und Vertragstexten sowie dem Wandel der dieses Verhältnis bestimmenden Deutungsmuster im 12. und 13. Jh. (40) nähert sich v.E. über drei Fragekomplexe zu Funktion und Bedeutung personaler Bindungen und einem Bedeutungswandel von *homagium* um 1200, zu „außenpolitischen“ Inszenierungen und Konzepten (34) sowie zu nationalen bzw. „interfeudalen“ Beziehungen (39). In der Verbindung der Frage nach Intentionen mit der nach Diskursen sieht v.E. in der Praxis keinen Gegensatz, sondern ein sinnvolles Zusammenspiel. Das Hauptinteresse seiner „dichten Beschreibung“ (42ff. zu den Problemen der Methode) gilt Situationen, innerhalb derer eine Analyse der Vorstellungen und Deutungskategorien zu unmittelbar handlungsleitenden Elementen führen kann. Die Untersuchung ist dreigeteilt. Über einen chronologischen Teil und einen Teil, der die grundlegende Bedeutung des Friedens von Paris und des Aktes von St-Clair-sur-Epte für die englisch-französischen Beziehungen aufarbeitet, hin zum letzten Teil, der die sukzessive Einengung der vielfältigen Funktionen und Bedeutungen von *homagium* im Laufe des 12. Jahrhunderts bis zur Vereindeutigung um 1200 beschreibt, führt den Leser allerdings kein gerader Weg. Er wird von v.E. immer wieder auf Umwege in die Reichsgeschichte, die Forschungsgeschichte des Faches und aktuelle methodische Diskussionen mitgenommen, die direkt auf die diskutierten Sachverhalte bezogen werden. Der erste Abschnitt (Kap. II, 53–181) erzählt die Verschränkung und Entflechtung der beiden Herrschaftsgebiete von der Zeit vor 1066 bis in das 14. Jh. und analysiert an Hand von Konfrontationssituationen die Handlungsspielräume der Herrscher, die Bedeutung der Ehre für Entscheidungen und Handlungen und die Anpassungsfähigkeit des Konzeptes „Ehre“, das sich andererseits als sehr eskalationsträchtig erweist. Den ersten Abschnitt beschließen zwei Unterkapitel, die die Geschichte der Nationalgeschichtsschreibung und die Beurteilung des englischen Festlandbesitzes im Lichte der englisch-französischen Beziehungen im 20. Jh. beleuchten und dazu dienen, die eigene Fragestellung deutlicher zu konturieren. Der zweite Abschnitt (III u. IV, 183–286) konzentriert sich auf den Vertrag von Paris (1259), die darin geleistete Verstärkung bzw. Wiederherstellung der Verschränkung der Herrschaftsgebiete und die Kommunikation zwischen den Königen im Umfeld der Verhandlungen sowie auf die grundlegende Bedeutung des Aktes von St-Clair-sur-Epte bzw. der späteren Interpretation Dudos von St-Quentin (10./11. Jh.) für die englisch-französischen Beziehungen des 12. und 13. Jahrhunderts. Im dritten und letzten Abschnitt (V) wird die Frage nach der Bedeutung von *homagium* und *amicitia* in den englisch-französischen Beziehungen des 12. Jahrhunderts gestellt. Während es im 12. Jh. keine eindeutige Definition des Verhältnisses zwischen den Herrschern gibt und *homagium* durch „Ambiguität und Vielseitigkeit“ (293) bestimmt ist, so ändert sich dies im Lehendiskurs des 13. Jahrhunderts, dessen eindeutige Definition des *homagium* schnell in die Historiographie übernommen wurde. In der Zusammenfassung (399–403) kann v.E. seine Ergebnisse schließlich in drei Thesen zuspitzen: Erstens kann die Bedeutung des *homagium* nur im Zusammenspiel mit den Konzepten freundschaftlicher, verwandtschaftlicher und ehelicher Bindungen verstanden werden, die im 12. und 13. Jh. alle auf der Einhaltung der negativen Treue gründen. Zweitens sind in dieser Zeit die Vorstellungen von „Ehre“ handlungslei-

tend für die Könige. Und drittens ist ein Wandel der strukturierenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster an der Wende zum Spätmittelalter feststellbar. Der Vertrag von Paris kann als ein Scharnier zwischen beiden Wahrnehmungsformen gesehen werden: Der Text bezieht sich auf den „inszenierten Konsens hochmittelalterlicher Ordnungsvorstellungen“, wird später aber zur Grundlage der Argumentation des „systematisierten Konfliktes“ (403). Die Untersuchung ist ein gutes Beispiel dafür, wie man neue Methoden, etablierte Forschungsrichtungen und interdisziplinäre Ansätze kombinieren und für die Frage nach der Wahrnehmung von „Wirklichkeit“ (und Vergangenheit) nutzbar machen kann. Auch Nichthistorikern wird gleichermaßen Einblick in die Methodendiskussionen wie in die Forschungsgeschichte des Faches geboten.

Anja Lutz, Hamburg

Manfred Vasold, Die Pest. Ende eines Mythos. Stuttgart, Theiss 2003.

Um es gleich zu sagen: Der Untertitel ist irreführend, ja er konterkariert – wohl aus Marketinggründen – das Anliegen des Autors. Vasold möchte nämlich in Fortsetzung seiner bereits vorliegenden Arbeiten zur Seuchengeschichte nunmehr speziell für die Pest auf die nicht unerheblichen Quellenprobleme hinweisen, die der Frage, woran die Menschen während der verschiedenen „Pest“-Epidemien „tatsächlich“ litten und wie viele „wirklich“ an diesen Krankheiten verstorben sind, im Weg stehen. Dass *pestitis* sowohl allgemein „Seuche“ bedeutet als auch konkret den sog. „Schwarzen Tod“ und dass das bei naiven Lesern Verwirrung stiften kann, ist nicht gerade sensationell, wie überhaupt die mediävistische Leserschaft mit nur gut 20 Seiten zu kurz kommt. Dennoch ist lobenswert, dass sich Vasold geschickt der durch seine Rücksicht auf das intendierte breitere Publikum ständig drohenden Gefahr einer präsentistischen Interpretation entzieht. Der Schwerpunkt liegt auf der Moderne und behandelt „Pest“-Ausbrüche vom 17. bis ins 20. Jahrhundert, die Entdeckung des Erregers und der Infektionswege sowie die rezente Epidemiologie. Die Gliederung, die ausgerechnet den Dreißigjährigen Krieg als Einstieg wählt und die Pandemie von 1348 etwas unmotiviert in die Mitte des Buches setzt, ist leider verwirrend und die durchaus lesenswerten neueren medizinischen Erkenntnisse sind über den ganzen Text verstreut, ebenso wie die anregenden Hinweise auf neuere Forschungsarbeiten mit bisher unveröffentlichtem archivalischem Material. Dennoch dürfte der Band durch seine suggestive Verbindung von Einst und Jetzt im schulischen Geschichtsunterricht ein positives Echo finden.

Ortrun Riha, Leipzig

Raphaela Veit, Das Buch der Fieber des Isaac Israeli und seine Bedeutung im lateinischen Westen. Ein Beitrag zur Rezeption arabischer Wissenschaft im Abendland (Sudhoffs Archiv, Beihefte 51). Wiesbaden, Franz Steiner Verlag 2003.

Raphaela Veit legt mit ihrer aus dem Tübinger Graduiertenkolleg ‚Ars und Scientia im Mittelalter und in der frühen Neuzeit‘ hervorgegangenen Dissertation eine Untersuchung vor, die sowohl für die Medizingeschichte als auch für die Geschichte des Mittelalters allgemein sowie für Mittellatein, Arabistik, Judaistik und Romanistik von Interesse sein dürfte, geht es doch um ein besonders eindrucksvolles Beispiel von Kultur- bzw. Wissenstransfer. Ausgangspunkt ist das ursprünglich arabische Hauptwerk eines der bedeutendsten Gelehrten dieses Kulturkreises (gest. 932). Im ersten Hauptteil analysiert die Autorin strukturell, sprachlich und inhaltlich die Übersetzung ins Lateinische durch Konstantin von Afrika (gest. vor 1087) im Vergleich mit einer wohl aus dem 14. Jahrhundert stammenden, leider unvollständig erhaltenen Übertragung ins Spanische. Einführend ist der Forschungsstand zu den beiden Persönlichkeiten wiedergegeben (ergänzt durch eigene Beobachtungen, z. B. zu Rhazes als bisher unbekannte Quelle Isaacs) und auch die physiologischen Grundprinzipien werden erläutert (hier ist allerdings bei der Benutzung moderner Termini Vorsicht angebracht). Der zweite Hauptteil befasst sich mit der Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte der lateinischen Fassung, wobei die Autorin nicht nur die 52 Vollhandschriften miteinander vergleicht, sondern auch die Mitüberlieferung und Gebrauchsspuren berücksichtigt: für die Verbreitung entscheidend war die Aufnahme einer Kurzfassung in die Textsammlung der sog. ‚Pantegni‘. Isaacs Fiebermonographie wurde zwar weiterhin gelesen und im späten 16. Jahrhundert noch gedruckt, doch ihre „Glanzzeit“ dürfte um 1400 vorbei gewesen sein: Sie ist bis dahin im Programm mittelalterlicher Universitäten nachweisbar, wird dann jedoch von Avicennas ‚Canon‘ und Galens Traktat ‚De differentiis febrium‘ verdrängt. Der Vergleich mit sonstigen zeitgenössischen medizinischen Texten zeigt schließlich, dass Isaacs ‚Liber febrium‘ in der Fachwelt bekannt war, mehrfach kommentiert und als Quelle benutzt wurde. Veit hat trotz der schwierigen Ausgangssituation fehlender Editionen eine Fülle von Material aus unterschiedlichen Richtungen zusammengetragen, mit jeweils angemessenen Methoden solide bearbeitet und die Ergebnisse übersichtlich präsentiert. Ich glaube der Verfasserin ihre Interpretationen durchaus, hätte mir jedoch bei allem Respekt vor dem großen Aufwand eine übers Punktuelle hinaus gehende Textedition gewünscht. An eine Mischung aus alter und neuer Rechtschreibung dürften sich die Leser inzwischen gewöhnt haben.

Ortrun Riha, Leipzig

Susanne Wegmann, *Auf dem Weg zum Himmel. Das Fegefeuer in der deutschen Kunst des Mittelalters*. Köln Weimar Wien, Böhlau Verlag 2003

Über das Fegefeuer im Mittelalter zu arbeiten, mag „gewagt“ erscheinen, wo doch so große Namen wie Jacques Le Goff (1981/1990) oder Aaron Gurjewitsch (1997) „gerade erst“ über die Entstehung der Vorstellung vom Fegefeuer geschrieben haben. Aber neue Themen ziehen eben auch neue Forschungen nach sich, zumal sich schon zuvor herausgestellt hat, dass etliche Feststellungen Le Goffs relativiert werden müssen, und außerdem widmet sich Susanne Wegmann ja spezifisch dem Fegefeuer in der *deutschen Kunst* des Mittelalters. Im deutschen Sprachraum treten Fegefeuer-Darstellungen erst im 14. Jahrhundert auf. Der von Wegmann zusammengetragene Katalog umfasst 16 Farb- und 106 Schwarz-Weiß-Bilder, alle in erstklassiger Wiedergabequalität, und dazu rund 100 Seiten Katalogbeiträge. Außerdem erarbeitete die Autorin eine umfassende ikonographische Einordnung und eine Deutung des Gesamtzusammenhanges der Fegefeuer-Darstellungen, während es zuvor nur zu einzelnen Darstellungen dieses Themas kunsthistorische Arbeiten gab. Den chronologischen Anschluss bildet „Die Kunst des Fegefeuers nach der Reformation“ von Christine Göttler (1996). Der analytische Teil der Arbeit kann getrost auch als anthropologisch orientierte Einführung in die Praxis mittelalterlicher Religiosität gelesen werden – das persönliche Seelenheil war ja mit Abstand das wichtigste Anliegen jeder „Lebensplanung“. Ausgehend von den theologischen Grundlagen der „Jenseitstopographie“ in Text und Bild gruppiert Susanne Wegmann die verschiedensten ikonographischen Kontexte von Fegefeuer-Darstellungen, wie Jenseitsvorsorge (durch Ablass, Seelmessen, Werke der Barmherzigkeit, Rosenkranzgebet), Heiligenviten, christologische und mariologische Szenen. Zur Sprache kommen aber auch die funktionalen Zusammenhänge der Bilder (als Altartafel, Epitaphien, Buchillustrationen, Einblatt-Drucke), und abschließend wird auf die Stifter und ihre Motivationen eingegangen (Memoria, Seelgerät). Die quellen- und fächerübergreifende Arbeitsweise ermöglicht es der Autorin, unterschiedliche und widersprüchliche Auffassungen, die im Bildbestand zum Ausdruck kommen, aus schriftlichen Quellen zu erklären: Diese sehen das Fegefeuer nämlich teils als Ort der Strafe, teils als Ort der Reinigung. Die Bildquellen betonen „vorrangig den hoffnungsvollen, reinigenden Aspekt des Purgatoriums“, ebenso wie die Bildkontexte „vor allem die möglichen Hilfen für die Seelen, den Weg und die heilsgeschichtliche Voraussetzung zur Erlösung aufzeigen und keineswegs ein infernalisch-abschreckendes Bild zeichnen“ (4). Denn mehrheitlich wünschte die Kirche nicht etwa (peinigende) Teufel als „Vollzugsorgane“, sondern (reinigende) Flammen, dazu eher Engel als Helfer. Das Fegefeuer ist eben nicht die Hölle. So erklärt sich wohl auch die zuversichtlich getönte Wortwahl „Weg in den Himmel“ – und zweifellos hilft Wegmanns Ergebnis auch mit, statt dem postmodernen Klischee des „finsternen“ Mittelalters eher das „andere“ Mittelalter zu propagieren. Wegmanns Arbeit profitiert von der auffälligen Gabe der Autorin, heikle Problemstellungen zu erkennen und sprachlich zuzuspitzen. Im Zuge dieses Verfahrens zitiert sie konkurrierende Meinungen mit subtiler Literaturkenntnis und referiert sie in einer Weise, die nicht nur die jeweiligen Divergenzen sichtbar macht, sondern gleich auch verheißungsvolle Neuansätze für die Forschung. Da die Arbeit im Jahr 2000 abgeschlossen und approbiert wurde, aber erst 2003 im Druck erschienen ist, steht nachträglich erschienene Literatur größtenteils nur im Literaturverzeichnis und konnte lediglich in Einzelfällen in den Text eingearbeitet werden. Dem hohen Stellenwert der soliden Arbeit von Susanne Wegmann tut dies sicherlich keinen entscheidenden Abbruch.

Helmut Hundsbichler, Krems